

Berlins 19. Jahrhundert

Roland Berbig, Iwan-M. D'Aprile,
Helmut Peitsch und Erhard Schütz (Hg.)

Berlins 19. Jahrhundert

Ein Metropolen-Kompendium



Akademie Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 Akademie Verlag GmbH, Berlin
Ein Wissenschaftsverlag der Oldenbourg Gruppe

www.akademie-verlag.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Einbandgestaltung: hauser lacour
Gesamtherstellung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

ISBN 978-3-05-005083-6
eISBN 978-3-05-005084-3

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
I. Berlin in Europa	
GÜNTHER LOTTES	
Metropole und Revolution. Zu den historischen Voraussetzungen einer europäischen politischen Metapher	11
AGNIESZKA PUFELSKA	
Zwischen Ablehnung und Anerkennung. Das polnische Berlin im widerspruchsvollen 19. Jahrhundert	29
GÜNTER OESTERLE	
Entstehung eines Berlinromans im Vormärz. Willibald Alexis' <i>Cabanis</i> (1831) aus der Perspektive von städtischer Menge und Hugentottenminorität	49
ANNA-DOROTHEA LUDEWIG	
Eine preußisch-jüdische Symbiose? Karl Emil Franzos in Berlin	63
ASTRID KÖHLER	
Johanna Schopenhauer in London, Paris und Weimar	75
RÜDIGER GÖRNER	
Das Andere ist das Verwandteste. George Eliot in Berlin	87
GERTRUD LEHNERT	
Mode und Orientalismus	95
HUBERTUS FISCHER	
„Berlin steht hier im sehr schlechten Ruf“. Revolutionsbriefe aus Hinterpommern 1848	107
II. Öffentlichkeitsformen	
IWAN-MICHELANGELO D'APRILE	
Friedrich Buchholz und die Konstellation politischer Öffentlichkeit im frühen 19. Jahrhundert	121

VI INHALTSVERZEICHNIS

ANNE BAILLOT

Intellektuelle Öffentlichkeit. Friedrich von Raumers Weg zwischen Politik und Wissenschaft 135

ANNA BUSCH

Julius Eduard Hitzig und *Das gelehrte Berlin* 147

REINHARD BLÄNKNER

„Geselligkeit“ und „Gesellschaft“. Zur Theorie des Salons bei Eduard Gans 161

ASTRID KÖHLER

Bettina von Arnim: Romantik und Revolution 179

JOST HERMAND

Die unmusikalische Revolution. Berlin, 1848/49 189

ROLAND BERBIG

Das königlich-kaiserliche Berlin des Rütliön Theodor Fontane 203

BERND SÖSEMANN

Berlin im Kaiserreich. Stadt großer Zeitungen und Verleger 215

GILBERT CARR

Satirische Zeitspiegelungen in Maximilian Hardens *Die Zukunft* 229

ANDREAS KÖSTLER

Hauptstadt-Architekturen. Die polyphonen Angebote der Museumsinsel für das kaiserzeitliche Berlin 245

HEINZ REIF

Das Tiergartenviertel. Geselligkeit und Gesellschaft in Berlins ‚Neuem Westen‘ um 1900 259

RÜDIGER ZILL

Vom Platz F zum nationalen Symbol. Der Bau der ersten Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche 285

HARALD BODENSCHATZ

Auf dem Weg zur Mietkasernenstadt? 297

WALTER FÄHNDEERS

Hinter der Weltstadt. Die ‚Friedrichshagener‘ und Berlin 309

III. Wahrnehmungsformen

ROLAND BERBIG

Phantasien auf dem Alexanderplatze während der Abreise der D’lle Sontag. Berliner und Berlin-Literatur im ‚Tunnel über der Spree‘ (1827–1837) 323

WOLFGANG RASCH	
Nachrichten aus der Provinz. Berlin-Korrespondenzen des jungen Gutzkow für das <i>Morgenblatt</i> und andere süddeutsche Journale	337
ROLAND BERBIG	
Franz Kuglers <i>Berliner Briefe</i> 1848. Ästhetisch-politische Spaziergänge vom Vor- in den Nachmärz	349
ANDREAS KÖSTLER	
Berlin als imaginiertes Raum der Revolution – nicht zuletzt am Beispiel Adolph Menzels	361
HUGH RIDLEY	
Anthropologische Ansätze in der Berlin-Literatur Max Rings	375
HELMUT PEITSCH	
Julius Rodenbergs Berliner Spaziergänge	381
OLAF BRIESE	
Die Verdichtung Berlins. Stadträume in Romanen Max Kretzers	391
INGO STÖCKMANN	
Die Textur der Fülle. Wilhelm Bölsches Roman <i>Die Mittagsgöttin</i>	407
ERHARD SCHÜTZ	
Heinrich Manns <i>Im Schlaraffenland</i> und Georg Simmel	421
IV. Umbau durch Erinnerung	
OLAF BRIESE	
Moment-Architektur. Die Kunst der Barrikade und die Kunst ihrer medialen Mythisierung	433
ERHARD SCHÜTZ	
Barrikade, Gartenwand und Hafen. Friedrich Spielhagens Gründerzeitroman <i>Sturmflut</i>	449
HARTWIG SUHRBIER	
„Weit hinten in Mecklenburg ...“. Revolutions-Reflexe in Fritz Reuters Roman <i>Ut mine Stromtid</i>	461
MANUELA BÖHM	
Kollektives Gedächtnis und Erinnerungsorte der Berliner Hugonotten	473
KURT WINKLER	
„Alt-Berlin“ im Märkischen Museum. Musealisierung als Strategie der Modernisierung	491
Autorenverzeichnis	507
Personenverzeichnis	517

Einleitung

I. Berlin in Europa

„Wie konnte bloß jemand auf die Idee kommen, mitten in all dem Sand eine Stadt zu gründen!“, schrieb der napoleonische Soldat Stendhal 1806 aus Berlin.¹ Nach einem Besuch bei Alexander von Humboldt greift ein anderer französischer Romancier, Balzac, im Jahr 1843 den Topos auf. Zugleich deutet sich ein Wandel der Wahrnehmung von Berlins politischer Bedeutung an: „Stellen Sie sich ein Genf vor, das in einer Sandwüste verloren ist, und Sie haben eine Idee von Berlin. Es wird vielleicht einmal die Hauptstadt von Deutschland werden, aber immer wird es die Hauptstadt der Langeweile sein.“² Ganz anders, nämlich als „die neueste Stadt, die mir je vorgekommen ist“, beschreibt keine fünfzig Jahre später der US-amerikanische Erzähler Mark Twain die Stadt im Jahr 1891: „Sogar Chicago würde altersgrau dagegen aussehen.“³ Besonders bewundert er die Litfaßsäulen: „Ja, es gibt in Berlin eine Menge, was wert wäre, importiert zu werden.“⁴

Wir nähern uns der Geschichte Berlins im 19. Jahrhundert in diesem Band in vier Kapiteln. Nachdem es im ersten Teil um Berlins Rolle in Europa geht, werden anschließend Öffentlichkeitsformen (Teil 2), Stadtwahrnehmungen (Teil 3) und schließlich Rückblicke auf Berlins 19. Jahrhundert aus späterer Perspektive (Teil 4) untersucht.

Die Konstellation, in der Berlin während des ganzen Jahrhunderts wahrgenommen wurde, umfasste mit London, Paris, Wien und Petersburg stets dieselben fünf europäischen Städte. Dennoch veränderte sich die Position der Stadt im Metropolenvergleich mit dem Funktionswandel als preußische Hauptstadt. Dabei bedingen sich die Konkurrenzen zwischen Zentren und Peripherien im horizontalen europäischen und im vertikalen nationalen Verhältnis wechselseitig. Diese werden propagandistisch reduziert in der oft zitierten Formel Heinrich von Treitschkes: so wie Preußen durch die ‚Macht des Geistes‘ Deutschland geworden sei, so wurde die neue Hauptstadt des Zweiten Kaiserreichs zur ‚Weltstadt‘.

1 Karl Voß: Reiseführer für Literaturfreunde Berlin. Vom Alex bis zum Kudamm, Frankfurt a. M., Berlin 1986, S. 122.

2 Ebd., S. 120/121.

3 Ebd., S. 228.

4 Ebd., S. 118.

Allerdings fand keine der seit 1851 veranstalteten Weltausstellungen, auf denen Europa seine technische, ökonomische und militärisch-politische Überlegenheit feierte, in Berlin statt. Erst spät, nämlich im Jahr 1896 richtete Berlin eine Kolonialausstellung aus. Mit der geringeren Bedeutung der Kolonien für Berlin begründet Jürgen Osterhammel dessen geringere „Geschichtsfülle“ und „Zentralität im nationalen Städtesystem“: letztlich „erlangte Berlin nicht das kulturelle Übergewicht einer dominierenden Nationalmetropole von der Art von London, Wien oder Paris“.⁵ Dies wäre bei einer noch zu schreibenden komparativen „historischen Geographie Europas im 19. Jahrhundert“ zu beachten.⁶

Auf den ‚mental maps‘ der nach- und nebeneinander existierenden Europas wechselte Berlins politischer Ort von der ‚Conföderation der großen Völker‘ napoleonischer Weltherrschaft, der christlich-romantischen Heiligen Allianz seit dem Wiener Kongress bis zum ‚Brüderbund‘ der liberalen, demokratischen und sozialistischen Bewegungen und den damit verbundenen zugleich internationalen und nationalen Solidaritätsaktionen (vom Philhellenismus über die ‚Polenbegeisterung‘ bis zum ‚Völkerfrühling‘).⁷ In der 1848er Revolution wurde die Stadt schließlich zum „Projektionsraum der Volkssouveränität“ (Günther Lottes). Migranten vernetzten Berlin politisch, kulturell und wirtschaftlich mit den preußischen Provinzen wie mit den europäischen Zentren. Anziehungskraft übte Berlin z. B. auf polnische Studenten aus, die hier gesellige Orte und Vereine von liberalen Polenfreunden vorfanden. Auf der anderen Seite sahen sie sich an der Universität mit einem u. a. von Hegel vertretenen geschichtsphilosophischen Ausschluss Polens aus Europa wegen dessen vermeintlichem „Zusammenhang mit Asien“ (Agnieszka Pufelska) konfrontiert.

Als aufstrebende Industriestadt wuchs Berlin – vergleichbar mit Manchester, Birmingham oder Liverpool – im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts schneller als London (Millionenstadt seit 1800) und Paris (seit 1850). Die Hälfte der Einwohner war zugewandert, von denen 53 Prozent aus den preußischen Provinzen stammten.⁸ So wie die neuen Zuwanderer vor allem kamen, weil „Berlin als Industriezentrum bereits vor Mitteldeutschland und dem Ruhrgebiet eine Sogwirkung ausübte“, so waren die seit dem späten 17. Jahrhundert in Berlin lebenden Minderheiten der Böhmen, Hugenotten und Juden zur „Beförderung Handels und Wandels“, wie es im Schutzbrief Friedrich Wilhelms I. von 1671 heißt, zugelassen worden.⁹ Als 1890 bei der Volkszählung zum ersten Mal nach der Muttersprache gefragt wurde, wurde Polnisch (mit Masurisch und Kaschubisch) von

5 Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 393.

6 Ebd., S. 166.

7 Ute Frevert: Eurovisionen. Ansichten guter Europäer im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2003, S. 47.

8 Steffi Jersch-Wenzel, Barbara John (Hrsg.): Von Zuwanderern zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin, Berlin 1990, S. 614.

9 Ebd., S. 630 und 158.

53,1 % derjenigen Berliner genannt, die nicht Deutsch angaben, aber in der überwältigenden Mehrheit preußische Staatsbürger waren.¹⁰

Die auf der ökonomischen Entwicklung beruhenden sozialen Auseinandersetzungen widerlegten auch in Berlin die „These von der kulturell geformten Nation, die nur noch eine staatliche Form [ge]such[t]“ hätte.¹¹ Vielmehr trat hier ein neuer Rassismus zu Tage: außenpolitisch in der Abkehr vom europäischen Konzert der Mächte zugunsten eines „Großmächtedarwinismus in einem imperialen Rahmen“¹² und innenpolitisch in der Diskriminierung von Minderheiten. Antislawismus und Antisemitismus fungierten nicht nur als innere Diskriminierungen gegenüber Minderheiten, sondern auch als Abgrenzungen nach Außen: vom Osten als Orient oder Asien. Dies wurde verbunden mit dem Inklusionsversprechen des Nationalen. So eröffnete Heinrich von Treitschke den Berliner Antisemitismusstreit mit dem Verweis auf die imperiale englische und französische „Energie des Nationalstolzes“: „Unsere Gesittung ist jung; uns fehlt noch in unserem ganzen Sein der nationale Stil, der *instinctive* Stolz, die durchgebildete Eigenart, darum waren wir so lange wehrlos gegen fremdes Wesen.“¹³

Durch die Universitätsgründung und zahlreiche wissenschaftliche Netzwerke, nicht nur der Brüder Humboldt, wurde Berlin schon in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts als europäische Kulturmetropole wahrgenommen. So sah Madame de Stael die Stadt im Jahr 1804 „auf dem besten Wege“, die „wahre Hauptstadt des neuen, aufgeklärten Deutschlands“ zu werden.¹⁴ Reisebeschreibungen ausländischer Autoren – von Nikolai Michailowitsch Karamsins *Briefen eines russischen Reisenden* (1799–1801) bis Jules Legras' *Spree-Athen. Berliner Skizzen von einem Bötier* (1892) – können als das Gegenstück zu den Berichten Berliner Weltreisender gelesen werden. Auf Alexander von Humboldt in Mittel- und Südamerika folgen noch vor der Wende zur Kolonialpolitik Otto von Kotzebue und Adelbert von Chamisso in Nordamerika, Ostasien und im Pazifik, Hinrich Lichtenstein in Südafrika und Heinrich Brugsch in Persien, alle zum einen mit Berliner wissenschaftlichen Institutionen verbunden, zum anderen mit den europäischen Kolonialmächten Spanien, Russland und Großbritannien, in deren Diensten sie reisten.

II. Öffentlichkeitsformen

Der Tahrir-Platz in Kairo ist nur das jüngste Symbol für die Zusammenhänge zwischen städtischem Raum und Volkssouveränität, oder in Richard Sennetts Worten zwischen dem

10 Ebd., S. 618.

11 Frevert: Eurovisionen (wie Anm. 7), S. 69.

12 Osterhammel: Verwandlung (wie Anm. 5), S. 146.

13 Heinrich von Treitschke: Unsere Aussichten, in: Walter Boehlich (Hrsg.): Der Berliner Antisemitismusstreit. Frankfurt/ M. 1988 [zuerst: 1965], S. 7–14, hier S. 13.

14 Vgl. Etienne François: Berlin im 18. Jahrhundert. Die Geburt einer Hauptstadt. In: Iwan D'Aprile u. a. (Hrsg.): Tableau de Berlin. Beiträge zur „Berliner Klassik“ (1786–1815), Hannover-Laatzten 2005, S. 7–18, hier S. 13.

Körper der Stadt und dem Körper der Stadtbewohner/innen beziehungsweise dem politischen Körper.¹⁵ Als Agora und Forum, Marktplatz und Basar ist der Platz seit jeher „wichtigster Ort im öffentlichen Raum“ der Stadt.¹⁶ In ihm kulminieren die Merkmale der Kulturverdichtung und des Kulturaustausches, die der Metropole seit den Anfängen der Stadtsoziologie von Christian Garve im späten 18. Jahrhundert bis zu Georg Simmel und Max Weber immer wieder zugeschrieben wurden.¹⁷

Im urbanen Öffentlichkeitsraum verbinden sich soziale, funktionale, materielle, symbolische und normative Aspekte.¹⁸ Mit der Gestaltung des städtischen Raums geht die Herausbildung des Ideals bürgerlicher Öffentlichkeit als Partizipation und Machtkontrolle einher. „Öffentlich‘ nennen wir Veranstaltungen, wenn sie [...] allen zugänglich sind“, bringt Jürgen Habermas diese Zusammenhänge in seiner Untersuchung zum *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, die bis heute den Ausgangspunkt jeder Beschäftigung mit urbaner Öffentlichkeit darstellt, lakonisch auf den Punkt.¹⁹ Der Stadtraum war einmal gedacht als das Gegenteil von no-go-areas und gated communities. In Abgrenzung zur höfisch-repräsentativen Öffentlichkeit zählt Habermas zu den spezifisch urbanen Öffentlichkeitsformen, die um 1800 eine neue Qualität gewinnen, u. a. Kaffeehäuser, Salons, literarische und geheime Gesellschaften, Lesezirkel, kunst- und literaturkritische Journale, eine politisch raisonnierte Publizistik sowie ein vom Hof unabhängiges Theaterwesen.

Der Wandel des Berliner Öffentlichkeitsraums des 19. Jahrhunderts lässt sich auch daran ablesen, dass er von den Zeitgenossen selbst immer wieder zum Thema gemacht wurde: von den seit 1800 erscheinenden Berlin-Lexika²⁰ über Eduard Gans' Reflexionen zur städtischen Geselligkeit, die seit den 1840er Jahren florierenden Berlin-Bücher bis hin zum Berlin-Roman und Großstadtfeuilleton. In ihnen wird die Stadt selbst in den Mittelpunkt des Interesses gerückt und zum eigentlichen Subjekt erklärt. Dies gilt für Robert Springers *Ber-*

15 Vgl. Richard Sennett: *Fleisch und Stein*, Berlin 1995.

16 Burkhard Müller: Ein guter Platz ist wie ein Druckkochtopf. Sinn und Form eines jähren architektonischen Großmuts: Zur Geschichte des wichtigsten Ortes im öffentlichen Raum, in: *Süddeutsche Zeitung*, 8. 2. 2011.

17 Vgl. Hartmut Häußermann, Anne Haila: *The European City: A Conceptual Framework and Normative Project*, in: Yuri Kazepov (Hrsg.): *Cities of Europe. Changing Contexts, Local Arrangements, and the Challenge to Urban Cohesion*, Malden, MA 2004, S. 43–63; Christian Garve: Ueber die Maxime Rochefaucaults: das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armee, niemahls am Hofe, in: ders.: *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben*, Breslau 1792, S. 295–452, S. 308–310.

18 Walter Siebel: Einleitung: Die europäische Stadt, in: ders. (Hrsg.): *Die europäische Stadt*. Frankfurt/M. 2004, S. 11–48.

19 Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Frankfurt/M. 1990 [zuerst: 1962], S. 54

20 Vgl. z. B.: Johann Christian Gädicke: *Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend*, Berlin 1806. In *Auszügen neu aufgelegt* unter dem Titel: *Berlin 1806*. Hrsg. v. Michael Bienert, Berlin 2006. Eine virtuelle Topographie Berlins um 1800 findet man auf der Internetseite der „Berliner Klassik“ an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter http://www.berliner-klassik.de/bk_stadtplan/gui/index.html, sowie als gedruckte Publikation: Matthias Hahn: *Schauplatz der Moderne. Berlin um 1800 – ein topographischer Wegweiser*, Hannover-Laatzten 2009.

lins Straßen, Kneipen und Clubs im Jahre 1848 (Berlin 1850) ebenso wie für die Sozialtopographien der Berliner Wirtshäuser, Schenken, Konditoreien und Cafés in Friedrich Saß' *Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung* (1846) und Ernst Dronkes *Berlin*-Buch aus dem gleichen Jahr mit den ersten beiden Kapiteln „Auf den Straßen“ und „Öffentliches Leben“.²¹

Obwohl das Kapitel zu den Berliner Öffentlichkeitsformen des 19. Jahrhundert das umfangreichste dieses Bandes ist, wird Vollständigkeit nicht einmal annäherungsweise angestrebt. Wohl aber Exemplarisches. Das ‚steingewordene Bewusstsein‘ städtischer Architektur wird in Beiträgen zu unterschiedlichen städtischen oder vorstädtischen Quartieren wie dem Tiergartenviertel (Heinz Reif) oder der Künstler- und Literatenkolonie Friedrichshagen (Walter Fähnders) untersucht. Der städtische Raum als Ort der Gedächtnispolitik wird dabei ebenso thematisiert (Rüdiger Zill) wie der zur Wende zum 20. Jahrhundert aufkommende Topos Berlins als „Mietkasernenstadt“. Ausgehend von den architektonischen Debatten der Zeit zeigt Harald Bodenschatz unterschiedliche städtebauliche Wege in die Moderne auf, die sich schon um 1900 abzeichneten: einen – eher angloamerikanischen – Weg der „Suburbanisierung des Bürgertums“ (Beispiel London) im Unterschied zu einem eher – französisch kontinentalen – der „Urbanisierung des Bürgertums“ (Beispiel Paris).

Die Öffentlichkeit der Revolutionszeit wird in den unterschiedlichen Darstellungsformen aufgesucht: in Bettina von Arnims Expeditionen in die Armenviertel des Berliner Vogtlandes (Astrid Köhler), in der pro- oder antirevolutionären Ikonographie (Andreas Köstler) oder im Sound der Stadt, dem Jost Hermand vom Volkslied bis zur Oper um 1848 nachspürt. Städtische Geselligkeitsformen und Netzwerke werden ebenso rekonstruiert (Anna Busch, Roland Berbig) wie die prekäre Stellung der Intellektuellen in der vermeintlichen „Stadt der Intelligenz“ zwischen gesuchter Nähe zum Machtzentrum und kritischer Öffentlichkeit. Eingeleitet und abgeschlossen wird die Sektion durch Studien zur Hauptstadtpresse von den Anfängen um 1800 (Iwan D'Aprile) bis zum bis heute nicht wieder erreichten Höhepunkt der „Zeitungsstadt Berlin“ um 1900 (Bernd Söseemann).

III. Wahrnehmungsformen

Wie sich die sich verändernde urbane Öffentlichkeit in der jeweiligen Wahrnehmung der historischen Akteure reflektiert und in unterschiedlichsten Medien und Formen manifestiert, ist Gegenstand des dritten Kapitels dieses Bandes. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts vollzog sich ein Wahrnehmungswandel, dessen Facettenreichtum nur den nicht verblüfft, der sich – in guter Manier Simmels – nicht verblüffen lassen will. Das Licht, das die europäischen Weltstädte ausstrahlten, blendete, und es wurde grell, wenn man von dort den Kegel

21 Robert Springer: *Berlins Straßen, Kneipen und Clubs im Jahre 1848*. Reprint der Originalausgabe Berlin 1850, Leipzig 1985. Friedrich Saß: *Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung*, Leipzig 1846, Neuauflage hrsg. v. Detlef Heikamp, Berlin 1983; Ernst Dronke: *Berlin*. Neudruck der Erstausgabe von 1846, Berlin 1987.

direkt auf die preußische Hauptstadt richtete. Ihr, der über lange Jahrzehnte ein Schattendasein attestierte wurde, blieb bewusst, dass sie aus der Konstellation des Vergleichs und des Verglichenwerdens nicht entkommen konnte – es sei denn durch tiefgreifenden Wandel. Dass sich aus dieser Konstellation heraus beinahe unter der Hand, aber nachhaltig eine Stadt entwickelte, die selbst Maß sein und Maßstäbe setzen wollte, gehört zu den Realitäten jenes Jahrhunderts. Berlin wahrzunehmen, hieß immer auch, den eigenen Standort zu bestimmen – dieses Wissen begann sich außerhalb der preußischen Grenzen Geltung zu verschaffen. Dass es sich auch innerhalb dieses politisch wie topographisch so schwer abzusteckenden Raumes durchsetzte und ganz eigene Formen annahm, findet vielleicht wenig Widerspruch. Indes: Eine bündige und differenzierte Beweisführung steht zu nicht geringen Teilen noch aus. Der vorliegende Band dokumentiert, mit welchen Erträgen einstweilen zu rechnen ist. Generell zeichnet sich eine Einsicht ab: Ergiebiger als die immer wieder bemühte Suche nach Wahrheiten über Berlin ist das feinmaschige Taxieren von Gegebenheiten, Berlin als Begriff und Realität im 19. Jahrhundert wahrzunehmen – zwischen Potsdam und Paris, zwischen Lübbenau und London.

Der topographische und architektonische Wandel bewirkte einen poetischen wie einen künstlerischen. Die Künste kamen nicht mehr ohne einander aus. Dabei kamen Aneignungsverfahren aller Art auf den Probestand, zu Tradiertem trat Innovatives. Eher als eine Abfolge ist die Gleichzeitigkeit des in Einsatz Gebrachten zu beobachten – ein erstaunliches Phänomen. Die historisch noch junge Gestalt des Flaneurs, Lieblings-, aber doch eher Wunschfigur der Literaturwissenschaft seit Walter Benjamin, musste sich – wie die Beiträge über Franz Kugler, Max Ring oder Julius Rodenberg zeigen – auch weiterhin die Gesellschaft des Spaziergängers und Wanderers gefallen lassen. Ihnen gemeinsam war nicht nur der Wunsch, die immer rascheren Tapetenwechsel in dem größer werdenden Haus Berlin festzuhalten, sie warfen auch ihren Blick auf den Raum und die Landschaft, in der diese Stadt gesehen wurde. Weder Dämonisierung noch Idealisierung gaben den Takt vor, sondern die Absicht, Schauplätze und Kreuzwege neuer Erfahrungen auszukundschaften. Der nationalen, wenn nicht nationalistischen Besinnung auf ein Berlin im hellen Tageslicht eines fortschrittlich empfundenen Jahrhunderts standen Nacht-Bilder gegenüber, für die in Malerei, Baukunst und Literatur erstaunlich erfindungsreiche Wahrnehmungstechniken gefunden wurden.

Das Klischee vom Dichter als Seismograph verliert seinen floskelhaften Charakter, verfolgt man etwa die Berufswege so unterschiedlicher Schriftsteller wie Karl Gutzkow oder Max Ring. Flache Parolen über Berlin wurden abgelöst von Beobachtungen, die ihre Tiefenschärfe durch die eingenommene Wahrnehmungsposition gewannen. Die Berlin-Korrespondenten der Großstadtfeuilletons entwickelten ein frappierendes und selbstbewusstes Interesse am Detail. In die Wahrnehmung schrieben sich Visionen ein – man sah auch, was man sehen wollte oder zu sehen fürchtete. Da konnte der Bericht über eine neugebaute Eisenbahnstrecke zwischen Potsdam und Berlin Vereinnahmungsszenarien heraufbeschwören, die je nach Standpunkt bei den Lesern die preußische Seele entweder erhoben oder schlichtes Grauen erweckten. Wer um die Marginalisierung Potsdams fürchtete, für den bestand das Größerwerden Berlins vor allem in wachsendem Größenwahn.

IV. Umbau durch Erinnerung

„Wenn die verfügbaren Daten unvollständig oder die Konstellationen ungewohnt sind, so haben unsere kognitiven Systeme die Eigenart, zu extrapolieren und Gegebenheiten anzunehmen, deren Vorhandensein dann einfache Erklärungen für die jeweiligen Konstellationen erlaubt“,²² erklärte der Hirnforscher Wolf Singer auf dem deutschen Historikertag im Jahr 2000. Bei jedem Vorgang des Erinnerns finden Aktualisierungen statt, die nicht selten Selbsterlebtes mit Erzählungen aus zweiter Hand verbinden und Altes durch Neues über- und umschreiben. Wahrnehmungen und Erinnerungen sind mithin, so Singers Pointe, „datengestützte Erfindungen“.

Die Integration jeweiliger Vergangenheiten in jeweilige Gegenwarten der Stadt kann als Fortschritt, Krise oder Bruch gedacht werden. Gerade das Berlin des 19. Jahrhunderts hatte einiges an erinnernden Um- und Einbauten zum Zweck einer integrierten und integrierenden Gegenwart zu leisten. Dies betraf die Umakzentuierung des Freiheitsbegehrens – gegen die Napoleonische Besetzung und dann für Demokratie – ebenso wie die des Einheitswunsches – gegen kleinstaatliche Zerrissenheit und für die Nation im Reich. Entsprechend der Vielzahl der im kulturellen Gedächtnis wirksamen, zwischen Begriffskodifizierungen, Kunstwerken, Denkmälern und Institutionen angesiedelten Formen sind auch die Erscheinungs- und Reichweiten der Erinnerungsum- und -ausbauten unterschiedlich. Denn auch Erzählungen über vermeintliche oder reale Brüche und Umbrüche müssen Vergangenheit einbauen – und werden sie zu dem Zweck ebenso umbauen wie sie die Gegenwart sortieren.

Ein besonders instruktives Beispiel der umdeutenden diskursiven und topischen Kodifizierung ist für Berlin der Umgang der hugenottischen Nachfahren mit ihren Vorfahren und ihrer eigenen mustergültigen Integrationsgeschichte. Denn geradezu paradox erscheinend, wird hier im Höhepunkt der Integration an der Herausstellung eines Sonderstatus in verschiedensten Formen der Erinnerungskultur gearbeitet, indem das sichtbare Unsichtbarwerden von einer Versicherung der nicht bloß besonderen, sondern superioren Herkunft begleitet wird.

Ein eigenes zentrales Moment der retrospektiven Selbstvergewisserung ist das der Barrikaden. Dieses radikal ephemere Element in der Stadtkontur, das zudem, wie Olaf Briese pointiert, „auf Niederlage programmiert“ ist, wurde nach 1848 in den literarischen Erinnerungen und bildnerischen Darstellungen immer wichtiger und dauerhafter. Das Kunststück dabei war nun aber spätestens mit der Reichsgründung, die Spaltung an den Barrikaden – wie auch die Vereinigung dahinter – zu erinnern und zugleich zu überwinden. Bei Friedrich Spielhagen, der sie zunächst noch literarisch emphatisiert hatte, wurde die Barrikade nach 1871 zur ständisch abgrenzenden Gartenwand geschrumpft, um schließlich einer neuen, symbolischen Form Platz zu machen – dem Deich gleichermaßen gegen die *Sturmflut* des Finanzkapitals wie des Industrieproletariats. Und Fritz Reuter, der nicht nur bei den Berli-

22 Wolf Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen [2000]. In: Wolf Singer: Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Gehirnforschung, Frankfurt a. M. 2002, S. 86

ner Lesern Sympathien für die aufgrund der besonders rabiaten Junkerherrschaft bürgerlich zurückgebliebenen Mecklenburger wecken konnte, stimmte zugleich in den vaterländischen Stolz des von Berlin aus regierten Reichs ein, ohne darüber seine demokratische Reputation zu verlieren.

Dauerhafter als die bildnerischen oder literarischen Adaptionen der Vergangenheit an die Gegenwart erwiesen sich die einschlägigen städtischen Gebäude und Institutionen. Mehr als nur eine Anekdote ist der Kampf um die Gerichtslaube, die endlich der Verkehrserweiterung weichen musste, dafür aber gleich dreifaltig wiederauftauchte: als temporäre Rekonstruktion im Rahmen der Gewerbeausstellung von 1896, als Wiedererrichtung 1872 im Schloss Babelsberg und schließlich als Nachschöpfung des Innenraumes im Märkischen Museum, das mit seiner „inszenatorischen Versöhnung von Geschichte und Gegenwart“ (Kurt Winkler) selbst zum genuinen Teil der Stadtmodernisierung wurde.

Hier wäre schließlich über das 19. Jahrhundert hinaus-, zugleich auf es zurückblickend, an die nostalgisch veränderte mentale Topographie in den Erinnerungen jüdischer Berliner zu denken: an die Romane Georg Hermanns, vor allem an *Jettchen Gebert* (1906) und *Henriette Jacoby* (1908) wie an die zahlreichen erinnerten jüdischen Kindheiten um 1900, von Arthur Eloesser über Ernst Lissauer bis Ludwig Lewisohn, von Walter Benjamin über Gabriele Tergit bis Lotte Eisner.²³

23 Vgl. Erhard Schütz: Berlin. Jüdische Heimat um Neunzehnhundert? In: Zeitschrift für Germanistik NF 7 (1997) Heft 1, S. 74–90.

I. Berlin in Europa

GÜNTHER LOTTES

Metropole und Revolution

Zu den historischen Voraussetzungen
einer europäischen politischen Metapher

Dieser Beitrag verfolgt zwei Ziele: Zum einen will er den sozial-, kultur- und politikgeschichtlichen Hintergrund ausleuchten, vor dem die in diesem Band behandelten Themen zu betrachten sind und dabei ein paar begriffliche Vorüberlegungen anstellen, die notwendig sind, wenn wir den Begriff der Metropole nicht einfach nur ganz locker im Sinne von großer und bedeutender Stadt, sondern sozialgeschichtlich präziser fassen wollen. Zum anderen gilt es, den Zusammenhang von Metropole und Revolution als Theorem und Metapher im politischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts herauszuarbeiten, in deren Unebenheiten sich der Übergang zur politischen Moderne niederschlägt. Ich will dies in drei Schritten tun: Zunächst will ich einen zugegebenermaßen sehr kursorischen Blick auf die Stadtqualität der Metropolen werfen und dabei auch ihren Ort im System der kulturellen Marktgesellschaft und des Lesepublikums zu bestimmen suchen. Dann geht es um die Metropole als politische Bühne der durch die Französische Revolution auf den Weg gebrachten politischen Massengesellschaft und schließlich um die politiktheoretische Verarbeitung dieses Gründungsgeschehens der politischen Moderne.

Die Metropole als urbaner und kultureller Verdichtungsraum

Wenn wir heute von Metropolen sprechen, dann haben wir Megastädte wie Mexiko City, Shanghai, Moskau oder London im Auge. Berlin spielt hier, obwohl es mit 3,5 Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt in der EU ist, nur am unteren Ende der Tabelle mit. Die Größenverhältnisse spielten auch an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine Rolle, auch wenn die Einwohner- und Flächenzahlen der Städte weit unter denen lagen, mit denen wir es heute zu tun haben.¹ Das ist im Übrigen nicht weiter verwunderlich. Erstens handelte

1 Vgl. zur Begrifflichkeit und Einführung in die Problematik Heinz Reif: Metropolen. Geschichte, Begriffe, Methoden, CMS (Centre for Metropolitan Studies) Working Paper 01, 2006. Reifs Bestandsaufnahme macht deutlich, dass der Schwerpunkt der Metropolenforschung im späten 19. und

es sich bei den Metropolen dieser Zeit immer noch um die Metropolen von Agrargesellschaften, bestenfalls von Agrargesellschaften mit einem starken protoindustriell-kommerziellen Sektor wie im Falle Britanniens oder der Niederlande. Die Industrialisierung und die damit einhergehende Urbanisierung dürfen weder zu früh angesetzt noch überschätzt werden.² In England haben wir es mit einem Prozess zu tun, der sich über mehrere Jahrzehnte erstreckte und in vielfacher Weise gebrochen war. In Frankreich und Deutschland kamen die entsprechenden Entwicklungen ohnehin erst um die Jahrhundertmitte in Gang. Darüber hinaus bestand zunächst kein direkter Zusammenhang zwischen Metropolenbildung und Industrialisierung. Zumindest in England schuf sich die neue Produktionsweise ihre eigenen neuen Großstädte in den Midlands, während die älteren Großstädte einschließlich der Metropolen sozialgeschichtlich eher auf der älteren handwerklich-kommerziellen Produktionsweise aufruhten.³

Zweitens hatte die große demographische Revolution des 19. Jahrhunderts, welche die Bevölkerungszahlen innerhalb weniger Generationen vervierfachen sollte, um 1800 gerade erst begonnen. Zwischen diesen beiden Entwicklungen, die das 19. Jahrhundert in ganz Europa prägen sollten, bestand – daran sei noch erinnert – eine fatale Zeitverschiebung. Für ein knappes halbes Jahrhundert reichten die Lebens- und Arbeitschancen, welche die europäischen Agrargesellschaften zu bieten hatten, nicht aus, um die immer schneller wachsende Bevölkerung ins Brot zu setzen. Das Ergebnis war eine Massenarmut, welche die Metropolen und die Elendsquartiere in ihnen umso stärker wachsen ließ. Sehen wir uns die Liste der wichtigen europäischen Städte etwas genauer an:⁴

	London	Paris	Neapel	St. Petersburg	Moskau
1800	900.000	547.000	350.000	300.000	250.000
1850	2.500.000	1.000.000	480.000	485.000	373.000

	Wien	Amsterdam	Berlin	Rom	Hamburg
1800	247.000	180.000	172.000	163.000	130.000
1850	444.000	224.000	419.000	175.000	132.000

vor allem im 20. Jahrhundert liegt. Die vorausgegangen Jahrzehnte, geschweige denn die frühneuzeitliche Stadtwelt, kommen dagegen kaum in den Blick.

- 2 Peter Mathias: *The First Industrial Nation*. 3. Aufl., London 2001; Günther Lottes: Der industrielle Aufbruch und die gesellschaftliche Integration der Arbeiterschaft in Deutschland und England im viktorianischen Zeitalter, in: Adolf M. Birke, Kurt Kluxen (Hrsg.): *Viktorianisches England in deutscher Perspektive*. *Victorian England from a German Perspective*, München 1983, S. 61–78.
- 3 Vgl. die plastische Charakterisierung der unterschiedlichen Stadttypen bei Lewis Mumford: *Die Stadt. Geschichte und Ausblick* (1961), München 1979, bes. S. 546–548.
- 4 *Bevölkerungs-Ploetz*. *Raum und Bevölkerung in der Weltgeschichte*. Bd. 2: *Vom Mittelalter zur Neuzeit*, Würzburg 1955; Carlo Cipolla, Knut Borchardt: *Bevölkerungsgeschichte Europas*, München 1971, S. 128–139; vgl. auch Heinz Schilling: *Die Stadt in der Frühen Neuzeit*, München 2004.

Die meisten europäischen Metropolen der Zeit um 1800 waren also nach heutigen Kriterien bestenfalls mittlere Großstädte, die sich einerseits deutlich von den kleinen Großstädten des frühneuzeitlichen Europa absetzten, aber ebenso klar von den Großstädten zu unterscheiden sind, die im Laufe des 19. Jahrhunderts entstanden. Nur London, Paris und Neapel waren deutlich volkreicher. London war mit knapp 1 Million Einwohnern eine Megacity, in der immerhin fast ein Zehntel der englischen Bevölkerung lebte. Bis zur Mitte des Jahrhunderts, also innerhalb von zwei Generationen, war die Einwohnerzahl auf 2,5 Millionen, also um 150 %, gestiegen. Dieses Wachstum war vor allem ein Wachstum aus Zuwanderung, da die Sterblichkeit in der Stadt angesichts des Massenelends hoch war. Aus dem ganzen britischen Archipel suchten Menschen, für die auf dem Land kein Platz mehr war, wenn schon nicht mehr ihr Glück, so doch wenigstens eine Lebenschance in London. Die Folge war ein unkontrolliertes, ja chaotisches Wachstum in der Fläche und nach innen in die überfüllten Elendsquartiere.⁵ Indes war London eine Ausnahme. Keine andere Stadt reichte an die englische Metropole heran. Nicht einmal Paris, das um 1800 etwa 540.000 Einwohner hatte und bis 1851 um 100% auf etwas mehr als eine Million Einwohner wuchs. Es folgte Neapel mit 350.000 Einwohnern um 1800 und 480.000 um 1850. Schon diese Beispiele zeigen, dass es keine direkte Beziehung zwischen der Einwohnerzahl einer Metropole und der Volkszahl des Landes gab, in der sie lag. Die zeitgenössische Megacity London lag in einem Land mit nur 10 Millionen Einwohnern, während das fast um die Hälfte kleinere Paris die Metropole eines Landes war, in dem doppelt so viele Menschen lebten wie in Britannien. Die für Größe und Profil einer jeden Metropole maßgeblichen Faktoren waren von Fall zu Fall verschieden. So schlug im Fall London sicherlich zu Buche, dass es um 1800 nicht nur das seit römischen Zeiten unangefochtene politische Zentrum des gesamten britischen Archipels, sondern auch die Drehscheibe eines weltumspannenden Handelsnetzes war, während die bescheidenere Größe des urbanen Konkurrenten Amsterdam oder auch die von Seehandelszentren wie Genua und Venedig darauf zurückzuführen ist, dass die ökonomischen Impulse sich hier nicht auf einen Ort konzentrierten, sondern in die Breite der niederländischen bzw. oberitalienischen Städtelandschaft wirksam wurden.

Die Metropolen der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hatten damit nichts mehr mit den Face-to-Face-Gesellschaften gemein, welche selbst die größeren frühneuzeitlichen Städte noch gekennzeichnet und die städtischen Kommunikationsformen geprägt hatten. Sie waren im Begriff, räumlich und gesellschaftlich unüberschaubar zu werden, zumal es von den Wasseradern abgesehen noch keine Ansätze für ein öffentliches Verkehrsnetz gab. Unter diesen Umständen war es entscheidend, ob und wie viele Treff- und Identifikationspunkte, an denen sich die Einwohner begegnen konnten, die Stadt strukturierten und markierten. In den kontinentaleuropäischen Metropolen hatte der Einfluss des Fürsten besonders seit dem 17. Jahrhundert für eine solche Strukturierung des städtischen Raumes gesorgt, die es nahe

5 Vgl. Mary Dorothy George: *London Life in the Eighteenth Century* (1925), Reprint Harmondsworth 1965.

legte, auch künftig durch die Anlage von Plätzen, Straßen und Parks, durch Bauvorschriften und Bausubventionen, durch Bauwerke und Denkmäler die Raumherrschaft über die Stadt zu suchen. In der Megametropole London kann hiervon nur für einen Teil des Zentrums die Rede sein. Die Außenbezirke wucherten dagegen unkontrolliert ins Umland, metropolitanes Niemandsland, das auch administrativ sich selbst überlassen blieb.⁶ Diese unterschiedliche Räumlichkeit der Metropolen sollte sich als politisch folgenreich erweisen. Die großen Journées der Französischen Revolution oder der im 19. Jahrhundert aufkommende Revolutionsmythos des Straßenkampfes um die Hauptstadt, der aus den Erfahrungen von 1789 und den folgenden Revolutionen die politiktheoretische Lehre zieht, sind nur in einer kontinentaleuropäischen Stadt denkbar. In London wären dergleichen Aktionen wohl verpufft und der Unübersichtlichkeit der urbanen Agglomeration zum Opfer gefallen. Denn Londons Wachstum war, von den vergleichsweise bescheidenen urbanistischen Eingriffen nach dem Großen Feuer von 1666 abgesehen, obrigkeitlich nicht kontrolliert worden.

Ich kann hier nicht ins urbanistische Detail gehen, sondern will mich auf die These beschränken, dass zumindest die kontinentaleuropäischen Metropolen um 1800 noch eine gleichsam körperliche, sinnliche Qualität hatten, die sie dazu prädestinierte, eine Treuhänderrolle für den neuen Volkssouverän zu spielen, den die Französische Revolution erst neben und dann an die Stelle des Fürstensouveräns setzte. Der Revolutionsreisende Joachim Heinrich Campe protokollierte 1789 in seinen Briefen aus Paris dieses Zusammenspiel von Mensch und Stadt eher nebenbei:

Ich habe mich aus dem wogenden Menschenstrom, der hier jetzt mehr als jemals, durch alle Straßen hin, den öffentlichen Plätzen zuwallt, herausgearbeitet und sitze nun am Ufer, d.i. in meiner Schreibstube [...]. Umsonst! Das Rauschen des Menschenstroms dringt durch Fenster, Türen und Wände bis in mein abgelegenes Kämmerlein; und die hohle heisere Baßstimme der Neuigkeitsausrufer mit ihrem ewigen, in jeder Stunde, wer weiß wie oft, von neuem ertönenden: *Voilà du nouveau et du curieux!* ruft meine Aufmerksamkeit von der Auseinandersetzung der eingesammelten Ideen- und Empfindungsmasse unaufhörlich ab, um das Chaos noch chaotischer zu machen. Wie soll ich es anfangen, die äußeren Sinne zu verstopfen, um den inneren Zeit und Raum zu verschaffen [...]?⁷

Aus dem wogenden Menschenstrom wurde, je stärker die Revolution von innen und außen unter Druck geriet, die Volksbewegung der Pariser Sansculotten, die ihre politische Kraft nicht zuletzt daraus bezog, dass sie über die Sektionen in die Stadtgeographie eingeschrieben blieb und insofern die älteren Kommunikationsstrukturen der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Face-to-Face-Gesellschaft konservierte. Man kannte sich in den Sektionen und den Volksgesellschaften, stand zueinander in einem nachbarschaftlichen Verhältnis.

6 George Rudé: *Hanoverian London 1714–1808*, London 1971.

7 Zitiert nach Heiner Boehncke, Harro Zimmermann (Hrsg.): *Reiseziel Revolution. Berichte deutscher Reisender aus Paris 1789–1805*, Reinbek 1988, S. 27.

Gerüchte machten schnell die Runde, Angst und Euphorie, wenn die Sturmglocke läutete, verbreiteten sich schnell. Wenn die Sektionen zum Rathaus oder zu den Tuileries marschierten, konnte sich jeder in der Masse als Teil eines großen Ganzen fühlen. Es ist bezeichnend, dass das Eingreifen der Pariser Sansculotten in das Revolutionsgeschehen immer auch chiliastische Züge trug und soziale Motive früherer Volksaufstände zur Geltung brachte.⁸ Die Volksbewegung schrieb sich gleichwohl die Rolle einer Treuhänderin für die Revolution zu und trat, besonders seit sie in der revolutionären Stadtverwaltung der Commune institutionelle Gestalt bekommen hatte, mit den Körperschaften des Wahlsouveräns in Konkurrenz. In den Massenaufmärschen der Revolution beginnt die Geschichte des Substitutionsverhältnisses von Masse und Volk, das die politische Kultur der Moderne bis in die jüngste Zeit geprägt hat. Das revolutionäre Paris sah sich als revolutionäre Kraft *sui generis*, die die Vertreter des Wahlsouveräns, wenn nötig mit Gewalt, zu den von ihnen gewünschten Entscheidungen zwingen konnte. Darin steckte eine Usurpation eigener Art, die in Frankreich und ganz Europa auch als solche wahrgenommen wurde.⁹

Neben die sich auf die Zentralität der Metropole gründenden Stellvertretungsansprüche des Fürsten und der hauptstädtischen Volksbewegung, die institutionell und intellektuell noch im Ancien Régime wurzelten, trat darüber hinaus ein sehr viel modernerer, der in den mediengeschichtlichen Rahmenbedingungen angelegt war, in denen die Aufklärung die neue politische Kultur hervorgebracht hatte. Die Metropole stellte in dieser Entwicklungslinie einen herausgehobenen Kommunikationsraum dar: sowohl für die literarisch-publizistische Intelligenz, die sich eben dort sammelte, wo die besten Profilierungs- und mittelfristig Lebenschancen bestanden, als auch für die kritische Leserschaft, weil die Vielzahl der in der Hauptstadt angesiedelten Funktionen für eine hohe Nachfrage nach gebildeten und intellektuell wachen Zeitgenossen sorgte. Natürlich war die Anwesenheit in der Metropole keine Voraussetzung des Erfolges auf dem literarisch-publizistischen Markt. Niemand hat dies eindrucksvoller bewiesen als Voltaire, der seinen Ruf als *Roi des Philosophes* von der Peripherie ausbaute und ein Leben lang verteidigte. Ebenso wenig garantierte die Anwesenheit in der Metropole Erfolg oder auch nur Beachtung durch das Publikum. Alle Metropolen der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert waren voll von gescheiterten Autoren, Pamphletisten, Skandaljournalisten, Übersetzern, Korrektoren, Registermachern, Illustratoren und anderen Randfiguren der literarisch-publizistischen Szene, die auf ihren Durchbruch warteten und sich bis dahin mit literarischen Gelegenheitsarbeiten über Wasser hielten.¹⁰

8 George Rudé: *The Crowd in the French Revolution*, Oxford 1959; ders.: *Die Volksmassen in der Geschichte. England und Frankreich 1730–1848*, Frankfurt/M. 1977.

9 Vgl. hierzu mit grundsätzlicher Bedeutung für die Geschichte der Wahrnehmung und theoretischen Verarbeitung der Französischen Revolution Erich Pelzer: *Die Wiederkehr der girondistischen Helden. Deutsche Intellektuelle als kulturelle Mittler zwischen Deutschland und Frankreich während der Französischen Revolution*, Bonn 1998, bes. S. 170–181.

10 Günther Lottes: *Politische Aufklärung und plebejisches Publikum. Zu Theorie und Praxis des englischen Radikalismus im späten 18. Jahrhundert*, München 1979; Gudrun Gersmann: *Im Schatten der*

Als der Lese- und Urteilssouverän des 18. Jahrhunderts, der entscheidend zur Vereinigung der Nation im Raum des gesamten Königreiches beigetragen hatte, 1789 als Volkssouverän an die Stelle des bisherigen Fürstensouveräns trat und von nun an als Wahlsouverän seine eigene Emanzipationsgeschichte durchlaufen sollte, stärkte dies die Rolle der Metropole. Denn die neue politische Kultur, die sich auf der Grundlage des Prinzips der Repräsentation entfaltete, musste sich institutionell selbstverständlich auf die Metropole als den Zentralort des Königreichs berufen und wurde dadurch noch mehr als bisher schon zu einem herausgehobenen Kommunikationsraum der sich nunmehr herausbildenden landesweiten politischen Öffentlichkeit, der politische und intellektuelle Abenteurer anzog wie das Licht die Motten. Ja, die der Arkanpolitik des Ancien Régime gezielt gegenübergestellt und grundrechtlich geschützte öffentliche Streitkultur, die den Einfluss der nunmehr dominierenden Printmedien vervielfacht hatte, bot auf Dauer größere Lebens- und Karrierechancen als der literarisch-publizistische Markt von ehemals.

Die Metropole war als der Ort, an dem sich die Nation institutionelle Gestalt gab, auch der ideale Ort für die Institutionen einer nationalen Kultur. Wo anders hätte man ein Nationaltheater, eine Nationalgalerie oder die Monumente einer Nationalarchitektur platzieren können als in der Metropole, die den ausgedehntesten unmittelbaren Resonanzraum für alle darstellte, die an die Öffentlichkeit drängten? Wo anders konnte für Autoren, Maler, Bildhauer, Musiker und Schauspieler der nach ersten Testauftritten in der Provinz entscheidende Schritt auf den nationalen Markt erfolgen?

Wir dürfen die Vorstellung von der Metropole als eines kulturellen Verdichtungsraums mit einem gleichsam medial oder mediengeschichtlich begründeten Stellvertretungsanspruch, der 1789 neben die bereits genannten Stellvertretungsansprüche tritt, indes nicht überstrapazieren. Was für Paris und London zutrifft, gilt nur noch bedingt für Deutschland, wo die Nationalkultur im Sinne einer durch die deutsche Sprache definierten Kultur sich erstens zwischen zwei Metropolen, nämlich Wien und Berlin, aufspannen musste und zweitens eine Vielfalt kleinerer kultureller Zentralorte bestand, deren berühmtester zweifellos Weimar war. Kann man davon sprechen, dass es in Deutschland ein antimetropolitane kulturelles Profil gab, in dem sich Kulturmetropolen in dem oben skizzierten Vollsinn des Wortes, wenn überhaupt, dann nur schwer durchsetzen? Spielte es eine Rolle, dass die beiden deutschen Metropolen, Wien und Berlin, für Groß- oder Vormächte in einer ausgesprochenen Randlage zum Kernsiedlungs- und Kommunikationsraum der Nation lagen?

Was Weimar anlangt, so wird man darin sicherlich einen Beleg für die kulturelle Leistungsfähigkeit einer Hofkultur sehen müssen, die sich den Herausforderungen des 18. Jahr-

Bastille. Die Welt der Schriftsteller, Kolporteure und Buchhändler am Vorabend der Französischen Revolution, Stuttgart 1993; Robert Darnton: Literaten im Untergrund. Lesen, Schreiben und Publizieren im vorrevolutionären Frankreich, Frankfurt/M. 1988 mit Wiederabdrucken zahlreicher einschlägiger Aufsätze; Hans H. Gerth: Bürgerliche Intelligenz um 1800. Zur Soziologie des deutschen Frühliberalismus, Göttingen 1976; Leslie Bodi: Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795, Frankfurt/M. 1977, bes. S. 67–116; Peter Uwe Hohendahl: Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870, München 1985.

hunderts erfolgreich angepasst hatte.¹¹ Diese Form des fürstlichen Mäzenatentums war jedoch auf dem Gipfel des Ruhms im Begriff, zum Auslaufmodell zu werden. Jedenfalls treffen wir solche Formen der Literatur- und Kulturförderung im 19. Jahrhundert nur noch ausnahmsweise – etwa bei Ludwig II. und Wagner in Bayreuth – an. Mag sein, dass der Prozess der Formierung von Kulturmetropolen gleichsam als räumlicher Objektivierung der neu entstandenen und entstehenden Nationalkulturen auch die fortgeschrittenen Formen des fürstlichen Mäzenatentums obsolet gemacht und diesen Prozess sogar beschleunigt hat. In diesem Fall wäre nach den Gründen zu fragen, welche die Literaturhistoriker des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu der nostalgischen Mythisierung Weimars veranlasst hat. Was war so attraktiv an der Vorstellung, dass die Geburt der deutschen Klassik in einem macht- und politikfernen Kleinfürstentum stattgefunden hatte? Hinter diesen Überlegungen eröffnet sich ein breites Spektrum von Fragen von der Kanonbildung über das Rezensions- und Zeitschriftenwesen und die Vertriebsnetze bis zur Literaturgeschichte, die literaturgeographisch und mit Blick auf die scheinbar anders gelagerten Erfahrungen in anderen europäischen Ländern vergleichend literaturgeographisch aufzuarbeiten wären. Ich kann diese Thematik hier nicht weiter verfolgen und muss mich mit dem Hinweis begnügen, dass die deutsche Nationalliteratur vielleicht stärker als die anderen europäischen Nationalliteraturen nach einem Stufen- oder Schichtenmodell aufgebaut ist, das sich nach einer Ebene der nationalen Geltung regional ausdifferenziert und sensibel auf die zeitgleichen politischen Entwicklungen – etwa den Sieg der kleindeutschen über die großdeutsche Option – reagierte.

Die Metropole als Ort der Macht

Politikgeschichtlich waren die Metropolen des 18./19. Jahrhunderts ein Produkt der politischen Verdichtungsprozesse, die überall in Europa im 17. Jahrhundert eingesetzt hatten. Zum einen profitierten historisch gewachsene oder wie etwa im Falle Madrids neu gewählte Herrschaftsmittelpunkte von den inneren Staatsbildungsprozessen, welche die neuen Monarchien in Gang gesetzt hatten. Die Durchsetzung des Monopols der öffentlichen Gewalt in der Hand des Fürsten erforderte komplexere Behörden und Entscheidungsstrukturen, die immer mehr Personal benötigten. Zum anderen entstand im Gefolge dieser Konzentrationsprozesse im Laufe des 17. Jahrhunderts ein gesamteuropäisches Mächtesystem, in dem die Staaten diplomatisch, militärisch und auf der Ebene der symbolischen Politik in einer Dauerkonkurrenz standen. Den Metropolen kam hierbei ganz so wie den Höfen eine wichtige Aufgabe zu. Dabei waren die meisten größeren europäischen Staaten, die im 18. Jahrhundert als Akteure auf der Ebene des Mächtesystems in Erscheinung traten – Spanien, Britannien, Niederlande, Preußen, Österreich –, aus Zusammenfügungen historisch älterer Staaten und Provinzen hervorgegangen, die durch die Person bzw. die Dynastie des

11 Vgl. hierzu Günther Lottes: *Court Culture in Transition.*, in: Niall Ó'Ciosáin (Hrsg.): *Explaining Change in Cultural History*, Dublin 2002, S. 98–119.

Herrschers zusammengehalten wurden.¹² Die historische Forschung spricht hier von composite monarchies bzw. composite states, die in Personalunion miteinander verbunden waren.¹³ In der Regel ging die politische Initiative dabei von dem stärksten Teilstaat als Kernland aus. Das wird in Britannien besonders deutlich. Dort fügte die Sukzession der Stuarts auf dem englischen Thron die selbstständigen Königreiche England und Schottland unter einer schottischen Dynastie zusammen, die fortan von London aus regierte. Hierzu trat das Vizekönigreich Irland in halbkolonialer Abhängigkeit. In Spanien, das durch die Verbindung der Königreiche Kastilien und Aragon entstanden war, übernahm Kastilien die Führungsrolle. In den Niederlanden war dies Holland mit seiner überlegenen Wirtschafts- und Finanzkraft. Die angegliederten Teilstaaten behielten zwar ein großes Maß an Selbständigkeit, in Schottland das eigene Rechtssystem und die presbyterianische Kirk, in Aragon die durch die fueros garantierte ständische Libertät, in den Niederlanden die Vertretung in den Generalstaaten. Auch die Habsburgermonarchie und das preußische Königreich blieben Staatsgebilde dieses Typs mit einer notgedrungen großen Autonomie der Teile. In der inneren Entwicklung dieser Territorialverbände zeichnete sich indes ab, dass alle den Gesamtstaat betreffenden Herrschaftsmaterien, insbesondere die finanz- und militärpolitisch bedeutsamen Angelegenheiten, zusammen mit dem Monarchen im (neuen) Zentrum des Staatsverbands lokalisiert wurden, das diesen darüber hinaus nach außen repräsentierte. In der Sprache des Mächtesystems stand London für den britischen Gesamtstaat, Wien für die Habsburgermonarchie und Berlin für Preußen. Edinburgh, Budapest oder Königsberg fanden hier nur noch dann Erwähnung, wenn sie ganz konkret betroffen waren. Die Hauptstädte der Teilstaaten der zusammengesetzten Monarchien verloren gegenüber den Metropolen als den Hauptstädten der Gesamtstaaten tendenziell an Bedeutung und Zukunftsfähigkeit. Im Spanien fiel Barcelona trotz seiner ökonomischen Bedeutung hinter Madrid und sogar Sevilla, das den Atlantikhandel kontrollierte, zurück. In der Habsburgermonarchie erfuhren Prag und Budapest immer nur kurzfristig und nur in dem Maße eine politische Aufwertung, in dem politisches Gewicht innerhalb des Verbandes von Wien an die Peripherie der Macht transferiert wurde. Keine andere niederländische Stadt überflügelte Amsterdam, obwohl dieses durch die Einbettung in das niederländische Städtesystem in seiner Entwicklungsfreiheit beschnitten wurde. Auf zwei Ausnahmen ist allerdings hinzuweisen, nämlich zum einen auf St. Petersburg und zum anderen auf Neapel. Russland leistete sich mit der Zarengründung an der Newa eine zweite Metropole, die symbolträchtig Russlands Öffnung nach Westen und zugleich seinen Eintritt in das gesamteuropäische Mächtesystem anzeigte. Neapel, die Hauptstadt des ehemaligen spanischen Vizekönigreichs, das unter einer Bourbonendynastie selbständig geworden war, passt wegen seiner vormaligen Einbindung in den spanischen Gesamtstaat nicht in unser Muster und fällt darüber hinaus wegen seiner unerwarteten

12 Günther Lottes: Gradations of Sovereignty in European State Building and International Relations. A German Historiographical Perspective, in: James Amelang, Siegfried Beer (Hrsg.): Public Power in Europe. Studies in Historical Transformation, Pisa 2006, S. 57–68.

13 John Elliott: A Europe of Composite Monarchies, in: Past and Present, 1992, S. 48–71.

Größe aus dem Rahmen. Es ist gewissermaßen die unerwartete Metropole des 18. Jahrhunderts, die diesen urbanistisch begründbaren Anspruch politisch und kulturell nur ansatzweise einzulösen vermochte.¹⁴

Der politische Zeichenwert der Metropolen war eine Mischung aus der Stärke des Gesamtstaats, den sie repräsentierten, ihrer Volkszahl und Ausdehnung, ihrer baulichen Gestalt und ihres Erhaltungszustands sowie des symbolischen Kapitals der Geschichte, auf das sie Anspruch erheben konnten. Diese Kapitalarten waren miteinander verrechenbar. Die großen italienischen Kommunen, Venedig, Genua, Florenz und natürlich vor allen anderen Rom, die sowohl politisch als auch ökonomisch seit dem 16. Jahrhundert gleichsam vom Netz gegangen waren, lebten vom Kapital ihrer großen Vergangenheit, das den zeitgenössischen Kulturtourismus magisch anzog. Die Wirkungen, die von Roms tatsächlichen und erdachten Ruinen und von der Romerinnerung ausgingen, standen denjenigen, die wir Rom als Machtfaktor in der europäischen Geschichte zuschreiben können, jedenfalls nicht nach.¹⁵ Natürlich darf im Falle Roms nicht vergessen werden, dass die Ewige Stadt das Zentrum einer Kirche mit einem weltumspannenden Anspruch war. Dieser Faktor darf jedoch gerade für unseren Zeitraum nicht überschätzt werden. Zum einen ist auf die Rolle der seit dem 16. Jahrhundert erstarkenden katholischen Nationalkirchen, zum anderen auf die Wirkung der Aufklärung hinzuweisen. Dass Napoleon glaubte, mit dem Katholizismus als Staatsreligion seinen Frieden gleichsam ohne den Papst machen zu können, darf als Indiz für den Zeitgeist gewertet werden.

Diese Betonung des politischen Zeichenwerts der Metropolen in der symbolischen Machtkonkurrenz im europäischen Mächtesystem mag insofern überraschen, als diese Argumentation üblicherweise – übrigens auch von mir selbst – mit dem Blick auf die Residenzen und Höfe vorgetragen wird.¹⁶ Der Gegensatz von Hof und Stadt, von Residenz und Metropole verweist indes auf eine Strukturproblematik der absolutistischen Monarchie, die aus der Außenperspektive so gar nicht wahr- oder zumindest nicht wichtig genommen wurde, zumal der Herrscher sich ja aus seiner Hauptstadt gar nicht vollständig zurückzog. Die Entrückung der Monarchie nach Versailles und ihre Inszenierung auf dieser fernen Bühne, die den Adel gezwungen hatte, aus seinen mächtigen Hotels in der Stadt in die eleganten, aber im Haus des Königs gelegenen Apartments von Versailles zu ziehen, hatte in dieser

14 Besonders anregend in diesem Zusammenhang Alexander Broadie: *The Case for the Enlightenment: Scotland and Naples 1680–1760*, Cambridge 2005.

15 Gunter E. Grimm: Von der Kunst zum Leben. Zum Paradigmenwandel in der deutschen Italienwahrnehmung des 18. Jahrhunderts. Lessing, Herder, Heinse, Seume, in: Goethezeitportal, URL: http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/wissen/projekte-pool/italien/grimm_dt_italienreisen.pdf.

16 Günther Lottes: Im Banne Frankreichs. Zur Entstehung der französischen Kulturhegemonie und ihren Auswirkungen auf Preußen im 18. Jahrhundert, in: Iwan D'Aprile u.a. (Hrsg.): *Tableau de Berlin. Beiträge zur „Berliner Klassik“ 1785–1815*, Hannover-Laatzten 2005, S. 35–49; Günther Lottes: Potsdam und Versailles, in: ders., Iwan-Michelangelo D'Aprile (Hrsg.): *Hofkultur und Öffentlichkeit. Potsdam im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext*, Berlin 2006, S. 13–28.

krassen Form weder in Berlin noch in Wien stattgefunden.¹⁷ Weder lässt sich das Verhältnis des preußischen Königs oder des Kaisers in Wien zu dem Adel ihrer Umgebung mit dem des französischen Königs zu dem seinen vergleichen. Noch hatten das Stadtschloss in Berlin oder die Hofburg in Wien einen Funktionsverlust hinnehmen müssen wie der Louvre oder die Tuileries. Gerade die preußischen Herrscher hatten in der Stadt weitergebaut, sie als Repräsentationsraum des Herrschers entdeckt und damit ganz entscheidend zu dem Profil beigetragen, das sich mit der Außendarstellung als Kulturmetropole verbinden sollte.

Die Französische Revolution definierte das Verhältnis von Monarchie und Stadt dann aber schon wenige Tage nach dem Bastillesturm neu. Als Ludwig XVI. am 18. Juli Paris besuchte und ihm von dem Pariser Bürgermeister, dem Astronomen Bailly, die Trikolorenkokarde ans Revers geheftet wurde, warfen die Oktoberereignisse und die Demütigung des 10. August 1791 ihre Schatten schon voraus. Bailly war sich der symbolischen Bedeutung des Augenblicks sehr wohl bewusst. Als er dem König die Schlüssel der Stadt überreichte, formulierte er: „Sire, Heinrich IV. hat sein Volk zurückerobert, heute aber hat sich das Volk seinen König zurückerobert“.¹⁸ Nur wenige Wochen später wurden der Niedergang der Fürstensouveränität noch greifbarer. Am 3. Oktober 1789 traf in Paris die Nachricht ein, der König habe zugesehen, wie die Kokarde bei einem Diner des Garderegiments mit Füßen getreten worden sei. Daraufhin formierte sich ein Zug vor allem von Frauen aus dem Faubourg St. Antoine und dem Bezirk Les Halles, die nach Versailles ziehen und den König zwingen wollten, in die Hauptstadt zurückzukehren. Der König musste sich schließlich fügen. Noch herrschte Festtagsstimmung. Die Menschen, die den Einzug der königlichen Familie am Straßenrand verfolgten, jubelten dem König mit der Parole zu ‚Wir bringen den Bäcker, die Bäckerfrau und den Bäckerjungen zurück‘. Auf den Piken der Nationalgardisten, die den König begleiteten, steckten Brotlaibe.¹⁹ In Wahrheit freilich hatten sich das Volk des Königs und die revolutionäre Metropole der Monarchie endgültig bemächtigt. Für den scharfsichtigen Royalisten Rivarol war das Schicksal der Monarchie damit – mag sein aus der Retrospektive – besiegelt.

Die Demontage der alten Monarchie nahm freilich noch ein paar Monate mehr in Anspruch. Der Souveränitätskompromiss der Verfassung von 1791 drängte den König bereits in die Defensive des Vetos. Nach der gescheiterten Flucht nach Varennes hatte Ludwig XVI. dann endgültig ausgespielt. Als er in das Gefängnis seiner Hauptstadt zurückkehrte, um

17 Norbert Elias entwickelt sein Modell des Hofes als Instrument der Disziplinierung des Adels am französischen Beispiel und thematisiert dessen Übertragbarkeit auf die anderen europäischen Staaten nicht. Vgl. Norbert Elias: *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, Darmstadt 1975. Die Hofforschung greift auf dieses Grundlagenwerk entsprechend selektiv zurück, vgl. etwa Volker Bauer: *Hofökonomie. Der Diskurs über den Fürstenhof in Zeremonialwissenschaft, Hausväterliteratur und Kameralismus*, Wien 1987.

18 Antoine de Rivarol: *Politisches Journal eines Royalisten*. 5. Mai bis 5. Oktober 1789. Nach der Ausgabe der *Mémoires de Rivarol*. Ed. Berville, Paris 1924. Hrsg. v. Johannes Willms, Frankfurt/M. 1989, S. 58.

19 Ebd., S. 196/197.

schließlich Prozess und Hinrichtung auf sich zu nehmen, herrschte verbittertes Schweigen. Am 20. Juni wurde er als ‚dicker Ludwig‘ im Tuilerienschloss verspottet und muss es sich gefallen lassen, dass ihm die stundenlang vorbeiziehende Menge die Jakobinermütze aufsetzte. Am 10. August erzwang die Menge den Absetzungsbeschluss. Es folgten ein Prozess, eine Abstimmung im Konvent und am 21. Januar 1793 eine Hinrichtung. Ohne viel Federlesens hatte sich der neue Souverän, der Volkssouverän, seines angeschlagenen Konkurrenten, des Fürstensouveräns, entledigt, wobei das Volk der Metropole stellvertretend für die Nation die Gangart bestimmt hatte.

Die Liquidation des Königtums hat die politische Position der Metropole in Frankreich nicht nur nicht vermindert, sondern im Gegenteil sogar gestärkt. Das lag nicht nur daran, dass sie der natürliche Versammlungsort für den auf der Grundlage des Repräsentativsystems operierenden Wahlsouverän war, sondern mehr noch daran, dass die Vertretungskörperschaften der Revolution immer wieder unter den Druck der Pariser Volksbewegung gerieten, die sich als Sachwalter der Revolution gerierte und durch den Krieg seit 1792 in Angst und Schrecken versetzt wurde. Wenn das große Strafgericht für die unerhörte Provokation des monarchischen Europa über Frankreich hereinbrach, dann würde es die Pariser sicherlich besonders hart treffen. Seit der Hinrichtung des Königs gab es dann keinen Weg mehr zurück. Paris war auf Gedeih und Verderb mit der Revolution verbunden. Der Höhepunkt dieser Konfrontation zwischen dem ja nach gleichem und allgemeinem Wahlrecht gewählten Konvent und der Volksbewegung war am 2. Juni 1793 erreicht, als bewaffnete Bürger den Sitzungssaal umstellten und die Verhaftung der führenden girondistischen Abgeordneten erzwangen. Nach dieser Säuberung verfolgte die Bergpartei, die nun die Macht im Konvent innehatte, einen streng zentralistischen Kurs, weil sie fürchtete, dass die Rücksichtnahme auf die gegen diese Usurpation auftretenden Departements die Revolution einem regionalen Zerfallsprozess ausliefern würde. Der jakobinische bzw. linke Zentralismus sollte zu einer Schlüsselposition in der französischen politischen Kultur des 19. Jahrhunderts werden, die schließlich aus diesem turbulenten Gründungsgeschehen hervorging. In den Jahren 1792 bis 1795 wurde die Metropole Paris zur exklusiven politischen Bühne Frankreichs. Was hier geschah, betraf mehr noch als zu Zeiten des Ancien Régime das ganze Land.²⁰

Die Ereignisse veränderten das Verhältnis von Monarchie und Bevölkerung nicht nur in Frankreich von Grund auf. Sie waren der Höhepunkt einer Herrschaftsrevolution, die an die Stelle des Verständnisses von Herrschaft als Besitz von Herrschaftsbesitzern die Vorstellung von Herrschaft als Mandat freier Bürger setzte – freier Bürger, die einen Anspruch darauf hatten, dass die öffentliche Gewalt als ein Amt versehen und zu ihrem Nutzen ausge-

20 Günther Lottes: Demokratische Revolution und politische Kultur des Volkes. Zu den Wandlungen des Politischen in der Volkskultur an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Heiner Timmermann (Hrsg.): Die Französische Revolution und Europa. 1789–1799, Saarbrücken 1989, S. 623–544; Günther Lottes: Sansculotten und Demokraten. Zur Gründungsgeschichte kleinbürgerlicher Protestbewegungen, in: Ernst Wangermann u.a. (Hrsg.): Die schwierige Geburt der Freiheit. Wiener Symposion zur Französischen Revolution, Wien 1991, S. 33–56.

übt wurde. Das französische Schauspiel und die Lehren, die daraus zu ziehen waren, alarmierten Fürsten und Herrschaftsbesitzer in ganz Europa und veränderten auf lange Sicht sowohl das Selbstverständnis als auch die Selbstdarstellung der Monarchie. Der Abschöpfungsstaat und die Adels- und Privilegiengesellschaft des Ancien Régime wandelten sich zum Dienstleistungsstaat und zur Eigentümergesellschaft. Ich kann diesen Umbruch hier natürlich nicht vertieft darstellen, sondern muss mich auf eine knappe Skizze der Folgen beschränken, die er für die Metropolen hatte. Waren die Metropolen bisher gleichsam in Ergänzung zu den Residenzen Projektionsräume fürstlicher Selbstdarstellung gewesen, die in der Symbolkonkurrenz des Mächtesystems Rang und Stärke signalisierten, so wurden sie nun zu Projektionsräumen der Volkssouveräne, die an die Stelle der Fürstensouveräne getreten waren. Damit ging eine Veränderung der Richtung einher, in der die Signale symbolischer Politik abgegeben wurden. Waren diese Signale bisher vor allem nach außen in die Öffentlichkeit der Souveräne gerichtet, so schob sich als Adressat der Symbolpolitik nunmehr das zur politischen Nation transformierte Publikum im eigenen Land in den Vordergrund. Der Staat demonstrierte seine neue Zweckbestimmung in öffentlichen Bauten, in spektakulären Umnutzungen, die auch die von der Dynastie selbst genutzten Gebäude nicht ausschlossen, und in einer Denkmalpolitik, welche die Erinnerung an Gemeinschaftsleistungen der Nation, sei es im Kampf mit Napoleon für die gloire der Grande Nation oder gegen Napoleon für die Freiheit der Nation, in den Vordergrund stellte. Dies lässt sich ganz kurz mit drei Beispielen aus drei unterschiedlichen Metropolen belegen: Londons 1829 begonnener Trafalgar Square, der Englands unermüdlichen Kampf gegen die hegemoniale Bedrohung durch Napoleon und die Verteidigung der englischen Freiheit(en) feierte, mit der National Gallery, für die 1824 der Grundstein mit dem Erwerb der Sammlung Angerstein gelegt wurde; das Scheitern der Bemühungen Karls X., seinem Bruder Ludwig XVI., in Paris ein Denkmal zu errichten – als der Sockel 1830 gesetzt war, brach die Juli-Revolution aus –; die Umnutzung des Prinz-Heinrich-Palais in Berlin als Universitätsgebäude, das einem neuen Bildungsideal verpflichtet sein sollte.

Die Metropole als Theorem und Metapher

Die Französische Revolution hat als Gründungsakt der politischen Moderne auf Frankreich, auf Europa und schließlich auf die ganze Welt eine kaum zu unterschätzende Wirkung ausgeübt – zum einen realgeschichtlich durch die politische Kultur der Partizipation und der Grundrechte, die sie geschaffen hat, zum anderen durch ihren nachhaltigen Einfluss auf das politische Denken. Dabei ist es für die politische Praxis des 19. und 20. Jahrhunderts besonders wichtig geworden, dass diese Ortsbestimmungen der Revolution nicht auf die ‚graue‘, mehr oder weniger akademische Theorie beschränkt blieben, sondern sich bildreich in der politischen Phantasie aller Lager verankerten. Das lässt sich sowohl für die Konservativen als auch für die Linke im weitesten Sinne zeigen. Für die Ersteren war die Revolution ein Inversionsritual, das nachgerade apokalyptische Dimensionen anzunehmen und in einer Orgie der Gewalt, der Entrechtung und Vertreibung zu münden drohte. Von Edmund

Burkes *Reflections on the Revolution in France* über Bismarcks *cauchemar des revolutions* bis zu Ernst Noltes eigenwillig-selbstreflexiver These vom Präventivkrieg der deutschen Rechten gegen die linke Revolution paaren sich hier analytischer Scharfsinn und hysterische Verunsicherung.²¹ Für die Letzteren war die Revolution die Parusie der irdischen Gerechtigkeit in einer Welt, aus der die wissenschaftliche Revolution des 17. Jahrhunderts Gott vertrieben hatte. Diese Heilserwartung klingt in den Worten der Internationale nach: „Völker hört die Signale, auf zum letzten Gefecht! [...] Es rettet uns kein höh'eres Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun“. In einer an das frühe Christentum erinnernden Weise hatten die Sozialisten mit dem Problem der Parusieverzögerung zu kämpfen und sahen sich wie die Revisionisten am Ende des Jahrhunderts immer wieder von der historischen Entwicklung überholt.

Wir wollen diese Interpretationslinie hier jedoch nicht weiter verfolgen und uns statt dessen einem anderen Aspekt der Verarbeitung der Revolutionserfahrung zuwenden, der für unser Thema, den Zusammenhang von Metropole und Revolution als politisches Theorem und als politische Metapher, in einem engeren Sinn relevant ist. Er führt uns aus dem Revolutionsgeschehen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts in das Jahr der Juli-Revolution von 1830.

Karl X., dem zweiten Bruder Ludwigs XVI., der 1826 den Thron bestiegen hatte, fehlte das politische Augenmaß Ludwigs XVIII. Seine Verschärfung der Restaurationspolitik führte in Verbindung mit einem wirtschaftlichen Abschwung in eine Krise, in welcher der monarchische Staatsstreich schließlich der einzige Ausweg schien. Karl X. verschärfte die Pressezensur, löste die Kammer auf und erhöhte den Wahlzensus. Daraufhin brach in Paris ein Aufstand aus, der das Regime hinwegfegte. In den Straßen der Metropole wurde wieder gekämpft. Ein breites Spektrum der Bevölkerung solidarisierte sich gegen die Regierung, auch wenn nicht alle später gleichermaßen von ihrem Engagement profitierten. Überall in der Stadt wurden Barrikaden errichtet, die es dem Militär unmöglich machen sollten, die Stadt zu kontrollieren. Nach drei Tagen, die später als die ‚Trois Glorieuses‘ bezeichnet werden, gab der König auf und räumte den Thron für Louis-Philippe aus dem Hause Orléans. Die konstitutionelle Monarchie und das parlamentarische System waren damit gerettet. Die gesellschaftliche Basis des Regimes verschob sich von der Aristokratie und den Großgrundbesitzern nunmehr zum juste milieu des Renten- und Erwerbsbürgertums hin.

Aber das ist nicht alles. Die eigentliche Bedeutung der Juli-Revolution liegt in den Schlüssen für die politische Praxis, die sich daraus ziehen ließen. Der Sommer 1830 lehrte nämlich, dass ein Systemwechsel durch einen Aufstand wie 1789 weiterhin möglich war. Die Revolution von 1789 musste also kein einmaliges Geschehen bleiben, sondern war wiederholbar. Sie wurde damit vom Weltgericht am Zeilenende zu einem politischen Mittel, das im Kampf um die Macht pragmatisch zum Einsatz gebracht werden konnte. Die

21 Edmund Burke: *Reflections on the Revolution in France* (1790), Harmondsworth o. J.; Ernst Nolte: *Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*. 5. Aufl., München 1997.

Juli-Revolution lehrte zweitens, dass die Revolution machbar war – ja nicht bloß machbar, sondern – und das war aus der Sicht des Besitzbürgertums noch wichtiger – auch beherrschbar. Wer die Revolution betrieb, der begab sich nicht notwendigerweise auf eine Höllenfahrt. Das machte die Revolution im wahrsten Sinne des Wortes salonfähig. Sie blieb als politisches Instrument nicht den jakobinischen Radikalen und auch nicht den potentiell immer auf ihre Stunde wartenden sansculottischen Massen überlassen, sondern stellte auch für das bürgerliche Lager eine freilich mit aller Vorsicht zu handhabende politische Option dar. Das bedeutete freilich auch drittens, dass die Revolution durch geeignete Gegenmaßnahmen verhindert werden konnte. Die von bewaffneten Bürgern besetzte Barrikade und der Aufmarsch des Militärs wurden zu den Symbolen von Machbarkeit und Besiegbarkeit der Revolution, welche die Druckgraphik der Zeit in abertausenden Exemplaren verbreitete. Sie blieben in der politischen Ikonographie des 19. Jahrhunderts und in den Köpfen der Zeitgenossen fest verankert.

Allerdings schälten sich in diesem Punkt schon bald nicht unerhebliche Meinungsunterschiede darüber hinaus, wie weit der Begriff der Machbarkeit zu fassen sei. Wer wie Marx die Revolution auch als eine geschichtsphilosophische Kategorie begriff, der musste zu dem Schuss kommen, dass diese nur dann Aussicht auf Erfolg haben könne, wenn die historisch notwendigen gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen erfüllt seien. Dagegen hielten aktionistische Vertreter der Linken wie Buonarotti, ein ehemaliger Parteigänger Babeufs und Geheimbündler seit der Marginalisierung des jakobinischen Lagers, und Auguste Blanqui, dass die Revolution von einer kleinen Avantgarde von einschlägig geschulten Berufsrevolutionären durchgeführt werden könne. Zwar mussten auch diese zum richtigen Zeitpunkt zuschlagen, der indes nicht geschichtsphilosophisch, sondern eher taktisch bestimmt war. Es bestand Einigkeit, dass die Revolution in ihrem Verlauf der Rückendeckung durch die Massen bedürfe. Wie spontan und wie massiv diese Unterstützung auszufallen habe, blieb indes umstritten. Im Lager der Linken wurde über diese Punkte über Jahrzehnte hinweg heftig gestritten. So wurde gegen die Machtergreifungsstrategie der Bolschewiki der Jakobinismusvorwurf erhoben; 1917 wies Lenin in einem berühmt gewordenen Artikel über Marxismus und Aufstand den Blanquismusverdacht von sich. Auf der politischen Rechten blieben diese Flügelkämpfe nicht unbeobachtet. Genüsslich reduzierte der faschistische Renegat Curzio Malaparte in seinem Essay *Tecnica del copo di stato* die Oktoberrevolution und besonders die Rolle Trotzki auf das Niveau des Staatsstreichs.²² Aber auch im Lager der Linken blieb nicht unbemerkt, welche Gefahren für die Ideale der sozialen Bewegung von der Fixierung auf den Kampf um die Staatsgewalt ausgingen, die nach der Revolution von 1830 einsetzte. Joseph Proudhon legte den Finger in seinen *Confessions d'un révolutionnaire* in die Wunde: „So zehrte sich die Demokratie selbst ab durch ihr Trachten nach der Gewalt des Staats, deren Vernichtung durch ihre Verteilung gerade der Zweck der Demokratie ist.“²³ Konsequenterweise setzte er der Idee der Revolution von oben die Vorstellung einer sich von

22 Curzio Malaparte: *Technik des Staatsstreichs*, Berlin 1988, S. 25

23 Pierre Joseph Proudhon: *Bekenntnisse eines Revolutionärs*, um zur Geschichtsschreibung der Februarrevolution beizutragen. Hrsg. v. Günther Hillmann, Hamburg 1969, S. 91.

unten aufbauenden Vereinnahmung der Produktionsmittel und der exekutiven Funktionen entgegen, die im Anarchosyndikalismus weiter wirkte.

Das Revolutionsgeschehen wurde in den folgenden Jahrzehnten mit dem Blick auf weitere Aufstandserfahrungen in Frankreich und anderswo in Europa zu einer bei den verschiedenen Akteuren unterschiedlich scharf konturierten politischen Denkfigur verarbeitet. Der Vorgang lässt sich mit der Transformation der antiken Politikererfahrungen in die moderne Verfassungslehre in der Frühen Neuzeit vergleichen. Zugespitzt formuliert, wurde die Revolution von 1789 damit gleichsam zur Antike der Moderne. Und das ist sie in der Tat, solange die aus dem 19. Jahrhundert überkommenen politischen Lager noch existierten, auch geblieben. Die Revolution von 1848 wurde europaweit vor diesem Hintergrund erlebt und interpretiert und trug wiederum durch ihre eigene Praxis zur theoretischen und metaphorischen Verdichtung der Revolutionsvorstellung bei. Hören wir den Revolutionstheoretiker Auguste Blanqui zu diesem Prozess. In seinen *Instruktionen für den Aufstand* aus dem Jahre 1868/71 stellt er rückblickend fest:

Ein Pariser Aufstand nach den alten Praktiken hat heute keine Aussicht auf Erfolg mehr. 1830 reichte die bloße Volksbegeisterung aus, eine Macht niederzuwerfen, die vom bewaffneten Aufstand überrascht und in Panik versetzt wurde: ein unerhörtes Ereignis, das alle Voraussagen bei weitem übertraf. Das ging einmal gut. Die Regierung, die – obwohl sie aus einer Revolution hervorgegangen – monarchisch und konterrevolutionär geblieben ist, hat aus dieser Lektion gelernt. Sie begann, den Straßenkampf zu studieren, und bald hat sich die natürliche Überlegenheit von Erfahrung und Disziplin durchgesetzt. Trotzdem wird man sagen: das Volk hat 48 mit der Methode von 1830 gewonnen. Nun gut! Aber keine Illusionen! Der Februar-Sieg ist ein Glücksfall. – Wenn Louis Philippe sich ernsthaft verteidigt hätte, dann hätten die Uniformierten auch die Macht behalten. Der Beweis dafür sind die Juni-Tage. Da konnte man sehen, wie unheilvoll die Taktik oder vielmehr das Fehlen einer Taktik des Aufstands ist [...].²⁴

Im Zentrum dieser Beschäftigung mit der Revolution standen die Schauplätze des Aufstands, die Handlungsmuster der Aufständischen und der Einsatz der Ordnungsmacht.

Zunächst ist festzuhalten: Die Revolution des 19. Jahrhunderts ist eine städtische, genauer gesagt eine metropolitane Affäre. Die Erfahrung seit 1789 lehrte, dass der Machtapparat von seinem Kopf her ausgehebelt werden konnte und musste. Wer die Hauptstadt kontrollierte, der kontrollierte den Staat. Was Deutschland anging, so führte diese Einsicht in ein fatales Dilemma. Denn hier sahen sich die Revolutionäre gezwungen, die alte Obrigkeit dezentral, in den Einzelstaaten, niederzuringen, ihre nationale Alternative aber zentral zu formulieren. Aber die dezentralen Revolutionen ließen sich nicht zusammenführen, während dem revolutionären Zentrum in Frankfurt das Gegenüber fehlte, dem es die Legitimität hätte streitig machen können.

24 Louis-Auguste Blanqui: *Instruktionen für den Aufstand*, in: ders.: *Schriften zur Revolution, Nationalökonomie und Sozialkritik*. Hrsg. v. Arno Münster, Hamburg 1971, S. 156.

Innerhalb der Stadt konzentrierte sich der Kampf auf bestimmte strategisch bedeutsame Punkte, deren erfolgreiche Verteidigung bzw. Vereinnahmung Sieg oder Niederlage bedeuteten. Das sind auf der Seite der Staatsmacht die Regierungsgebäude, allen voran das königliche Schloss, aber auch das Rathaus als Sitz der Stadtregierung, dann Kasernen und Zeughäuser, soweit diese überhaupt noch innerhalb der Stadt gelegen waren, schließlich die freien Plätze, welche die Obrigkeit oftmals durch Denkmäler oder Paraden für sich reklamiert. Am Ende des Jahrhunderts, als sich das Stadtleben auf einem höheren technologischen Niveau entfaltet, sollte der Zugriff auf die Infrastruktureinrichtungen, Elektrizitätswerke, Wasserwerke, Telegraphenämter und Bahnhöfe hinzukommen. Aber soweit war es vorerst noch nicht. Bis in die Zeiten der Commune von 1871 ging es vorderhand um die Raumherrschaft in der Stadt.

Dies lässt sich am Beispiel der Ereignisse vor und im Berliner Stadtschloss am 17. März 1848 illustrieren, welche die Märzrevolution auslösten. Gegen Mittag versammeln sich auf dem Schlossplatz die so genannten Schutzbürger Berlins, die nach den Vorstellungen der Behörden bei Unruhen als Friedensstifter auftreten sollen. Um sie sammelt sich schnell eine große Menschenmenge, so dass der Platz schwarz von Menschen ist. Als der Berliner Stadtmagistrat bekannt gibt, dass der König ein freizügiges Pressefreiheitsgesetz unterzeichnet hat, bricht lauter Jubel aus; die Menge will dem König danken, ihn in ihre Mitte aufnehmen. Gegen zwei Uhr erscheint Friedrich Wilhelm IV. dann auf dem Balkon des Schlosses, kann sich aber nicht verständlich machen. Der Minister von Bodenschwingh dringt nur zu den vorderen Reihen durch und verkündet, der König habe ein freysinniges Preßgesetz erlassen und den Landtag berufen. Wieder frenetischer Jubel. Der König verneigt sich – eine unter diesen Umständen etwas steife Geste. Auf dem Platz gelangt nun ein Extrablatt der *Allgemeinen Preussischen Staatszeitung* zur Verteilung und Verlesung, das die Einzelheiten des neuen Gesetzes bekannt machen soll. Der Auflauf ist mittlerweile so groß, dass die Menschen in die Schlossportale gedrängt werden und die dort vorsichtshalber stationierten einsatzbereiten Soldaten bemerken. Es nützt nun nichts mehr, dass sich von Bodenschwingh und andere unter die Menge mischen und diese zum Abzug zu bewegen versuchen. Der Jubel ist in Angst umgeschlagen, die sich in der Forderung ‚Militär zurück‘ Luft macht. Im Schloss macht sich nun Panik breit. Der König löst schließlich den beliebten Stadtkommandanten von Pful von seinem Kommando ab und befiehlt dem Generalleutnant von Prittwitz, den Schlossplatz zu säubern. Das Manöver ist, wie der König befohlen hat, von einer zurückhaltenden Deutlichkeit geprägt. Die Schusswaffen werden nicht in Bereitschaft gehalten. Dennoch lösen sich, als der Platz sich schon leert, zwei Schüsse aus der Waffe eines Soldaten. Nun rettet sich, wer kann. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich der Ruf ‚Verrat, Verrat. Man schießt auf das Volk‘. Das Vertrauen, das der König durch seine Zugeständnisse eben noch gewonnen hat, ist mit einem Schlag verspielt.²⁵

25 Die Darstellung nach Adolf Streckfuß: 1848. Die Märzrevolution in Berlin. Ein Augenzeuge erzählt. Hrsg. v. Horst Denkler in Zusammenarbeit mit Ingrid Denkler, Köln 1983, S. 48–53.

Es geht bei dieser Konfrontation nicht so sehr um Inhalte, sondern um die symbolische Konstellation. Das Volk ist ja mit den Zugeständnissen des Königs zufrieden, die dieser zwar nicht freiwillig, aber auch nicht unter Druck, sondern als Teil einer längerfristigen Kompromissstrategie gemacht hat. Was der König wirklich fürchtet, das ist die physische Nähe des Volkssouveräns, der unausgesprochen mit ihm konkurriert. Er kann es nicht zulassen, dass der Volkssouverän als Menschenmenge auf seinem Platz Gestalt annimmt. Umgekehrt will die Volksmenge den König durch ihren Jubel vereinnahmen, ihn in die Mitte nehmen – ganz so wie die Pariser einst Ludwig XVI. aus Versailles in die Hauptstadt zurückgeholt haben. Nicht zuletzt deshalb reagiert die Menge so hysterisch auf die Präsenz des Militärs, das den König abschottet und eine Gegnerschaft zum Ausdruck bringt, die man in dieser Stunde des Jubels überwunden glaubt. Der Schlüssel zum Verständnis der Revolution liegt denn auch darin, dass der Volkssouverän in ihr Gestalt annimmt und damit den einzigen Feldvorteil, den sein Konkurrent, der Fürstensouverän, für sich in Anspruch nehmen kann, nämlich die physische Präsenz, zunichte macht. Das ganze Revolutionsgeschehen war von diesen Objektivierungen oder besser Subjektivierungen des Volkes durchzogen. Hier liegt der Sinn der ubiquitären Versammlungen und Aufmärsche, denen zugleich die Funktion zukam, die revolutionäre Stimmung anzufachen und aufrechtzuerhalten. In der revolutionären Erregung konnte sich der Volkssouverän sinnlich erfahren.

Und hier liegt auch der Sinn der Barrikaden, mit denen das Volk vom öffentlichen Raum der Straßen und Plätze Besitz ergriff. Ihr Zweck war nicht so sehr ein militärischer. Einen solchen versuchten ihnen Berufsrevolutionäre vom Schlage eines Blanqui erst zu geben, wenn sie über Verbesserungsvorschläge beim Bau, bei der Besetzung und bei der Verteidigung der Barrikaden nachdachten.²⁶ 1830, 1848 und auch noch später, ja sogar 1968, spielte dieser Aspekt jedoch keine wirklich tragende Rolle. Die Barrikade war vielmehr ein politisches Zeichen im Souveränitätskonflikt der Revolution. Der Anspruch der Barrikade ließ sich ohne weiteres auf Flugblättern und in Flugschriften in Worte fassen, stellte die revolutionäre Bildpropaganda aber vor beträchtliche Schwierigkeiten, weil die Defensivausrichtung der Barrikade im Widerspruch zu der Bewegungsrichtung des historischen Fortschritts stand. Die Barrikadenkämpfer wurden deshalb gerne in dem Augenblick festgehalten, in dem sie, wie auf Delacroix' berühmtem Bild, die Barrikade aufgaben und zum Gegenangriff ansetzten, zumindest aber in dem Augenblick, in dem sie in Siegespose auf der Barrikade die erfolgreiche Abwehr eines Angriffs bejubelten. Barrikaden entstanden in den Anfangsphasen einer Revolution in der Regel spontan und unkoordiniert. Der Volkswille, den sie zum Ausdruck brachten, war ortsgebunden und daher fragmentiert. Für Blanqui gehörte es zu den entscheidenden Defiziten der Volksaufstände, die er 1868 im Rückblick analysierte, dass die Barrikadenbauer auf ihre Barrikade fixiert blieben und der Nachbarbarrikade nicht einmal dann zur Hilfe eilten, wenn sie angegriffen wurde. So würde, prophezeite er, das Militär wie 1848 in Paris immer wieder leichtes Spiel haben. Blanqui zog daraus den Schluss, dass die Revolution als politische Strategie nur dann erfolgreich sein

26 Blanqui: Instruktionen (wie Anm. 24), S. 164–166.

könne, wenn es gelang, den Aufstand zu koordinieren und zu einem militärischen Unternehmen zu machen, selbst wenn die Spontaneität der Erhebung dabei auf der Strecke bliebe. Blanquis Kritik war berechtigt. Effizienz und Spontaneität gingen in den Revolutionen des 19. Jahrhunderts selten Hand in Hand.

Victor Hugo hat diese Sachverhalte in seinem großen Roman *Les Misérables* mit feinem politischen Gespür in eine literarische Szene umgesetzt. Der Konflikt zwischen Javert und Jean Valjean erreicht 1832, also bei einem Folgeaufstand, im Schatten einer Barrikade einen neuen Höhepunkt. Keiner von beiden ist an den politischen Auseinandersetzungen um sie herum interessiert. Javert verfolgt nur Valjean, scheitert aber daran, dass die öffentliche Gewalt ihren Zugriff auf die Stadt verloren hat. Ein Fortkommen ist überhaupt nur über die Pariser Kloakenkanäle, die Unterwelt des Sergeanten Tavernier, möglich. Zugleich verschafft der Volksaufstand, der den Zugriff der Staatsgewalt blockiert, Jean Valjean die Möglichkeit, sich dem Zugriff Javerts erneut zu entziehen. Die Rede, die der Barrikadenkämpfer Enjolras auf der Barrikade als Kulisse dieses menschlichen Dramas hält, kommentiert Hugo mit sanfter Ironie schon in der Kapitelüberschrift „Quel horizon on voit du haut de la barricade“.²⁷

Die Staatsmacht beantwortete die Herausforderung der Revolution durch den Einsatz des Militärs. ‚Jedoch zum Abschied die Wahrheit‘, schrieb König Friedrich Wilhelm IV. an den preußischen Gesandten in London, ‚Gegen Demokraten helfen nur Soldaten‘. So martialisch dies klingt, Friedrich Wilhelm bewies am Ende Augenmaß und ließ es zunächst nicht zum Äußersten kommen. Er war durchaus klug, blutige Zusammenstöße zu vermeiden und solange zu warten, bis die Truppenpräsenz eine Stärke erreicht hatte, die den Revolutionären keine andere Wahl ließ als zu kapitulieren. Das Hauptproblem lag ohnehin in der Loyalität der Verbände. Schon 1789 hatte die Solidarisierung der Gardes-Français mit dem Volk polizeiliche Maßnahmen gegen die Revolution erschwert. In Preußen stellte sich die Loyalitätsfrage vor allem in Bezug auf die Landwehregimenter, die seit der Heeresreform zu Beginn des Jahrhunderts das Wehrpflichtelement in der preußischen Armee darstellten und die Stimmung in der Bevölkerung in die Armee hineintrugen. 1813 war dies erwünscht gewesen, 1848 sahen der König und seine Berater darin ein unkalkulierbares Risiko. Diese Befürchtungen stellten sich 1849 als nicht ganz unberechtigt heraus. Der Schlag gegen die Revolution musste von den Linientruppen geführt werden, die allerdings für diese Aufgabe noch nicht speziell bewaffnet und ausgebildet waren. Am 10. November 1848 marschierte der zum Oberbefehlshaber der Marken ernannte General von Wrangel, Chef des 3. Ostpreußischen Kürassierregiments, auf Berlin. Die Berliner Bürgerwehr ergab sich kampfflos, die Preußische Nationalversammlung wurde aufgelöst. Aber auch die Stimmung in der Bevölkerung schlug nach der langen Anspannung nun um, was sich an den Anekdoten ablesen lässt, die über das Gespräch zwischen dem Kommandanten der Berliner Bürgerwehr und Wrangel kursierten: „Ich weiche nur der Gewalt“, soll der Major Rimpler gesagt und Wrangel geantwortet haben: „Dann sollten Se jetzt weichen, Herr Major, die Jewalt is’ da!“

27 Victor Hugo: *Les Misérables*. 3 Bde., Paris 1967, Bd. 3, S. 215.

AGNIESZKA PUFELSKA

Zwischen Ablehnung und Anerkennung

Das polnische Berlin im widerspruchsvollen 19. Jahrhundert

Die polnischen Gönner und Mäzene

Vom 18. bis 24. September 1828 fand in Berlin eine Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte statt. Dieser siebente Kongress der deutschen Naturwissenschaftler, den Alexander von Humboldt und Hinrich Lichtenstein leiteten, bedeutete eine Wende in der Entwicklung der Wissenschaften, verwirklichte er doch die Trennung zwischen Naturwissenschaften und Philosophie, wie sie Humboldt gefordert hatte. Auch in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht war die Berliner Naturforscherversammlung ein bedeutendes Ereignis. Fast zwei Wochen lang gastierten 450 Gelehrte aus ganz Europa in der preußischen Hauptstadt.¹ In seiner Eröffnungsrede im Saal der Berliner Singakademie begrüßte Humboldt in Anwesenheit des preußischen Kronprinzen die Gäste aus dem Ausland im Geiste eines gesamteuropäischen belebenden wissenschaftlichen Austausches, indem er sagte:

Mögen die trefflichen Männer, welche durch keine Beschwerden von Land- und Seereisen abgehalten wurden, aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England und Polen unserem Verein zuzueilen, anderen Fremden, für kommende Jahre, die Bahn bezeichnen, damit wechselweise jeder Theil des deutschen Vaterlandes den belebenden Einfluss wissenschaftlicher Mittheilungen aus den verschiedensten Ländern Europas genieße.²

Polen 1828 ein europäisches Land zu nennen, zeugt von einer großmütigen und polenfreundlichen Haltung Humboldts. Seit 1795 bezeichnete das Wort ‚Polen‘ lediglich eine kulturelle und sprachliche Gemeinschaft; das Land selbst war unter den Nachbarn Preußen, Russland und Österreich aufgeteilt und von der politischen Landkarte Europas verschwun-

1 Johann Jakob Sachs: Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin i. J. 1828, kritisch beleuchtet, Leipzig 1828, S. 3.

2 Alexander von Humboldt: Rede, gehalten bei der Eröffnung der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Berlin am 18. September 1828, Berlin 1828, S. 5.

den. Der von der polnischen Bevölkerung in der Hoffnung auf Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit unterstützte Siegeszug Napoleons führte 1807 zur Gründung eines Pufferstaates und französischen Protektorats, des ‚Herzogtums Warschau‘. Obwohl sie von dem neuen Staatsgebilde enttäuscht waren, verteidigten es die Polen – allerdings erfolglos – gegen die Russen. 1815 entschied der Wiener Kongress für mehr als 100 Jahre über die Zukunft des Landes. Das napoleonische Konstrukt wurde weiter zerstückelt: Ein Teil fiel an Preußen und wurde zum ‚Großherzogtum Posen‘, den Rest annektierte Russland als ‚Königreich Polen‘ (Kongresspolen). Österreich regierte weiter in Galizien, das es sich bereits früher einverleibt hatte.

Ungeachtet der fehlenden staatlichen Souveränität beteiligten sich die polnischen Intellektuellen aktiv an der allgemeinen Kultur- und Wissenschaftsentwicklung in Europa. Das wissenschaftliche Leben konzentrierte sich vorwiegend in den akademischen Zentren wie Krakau, Warschau und Wilna. Von dortigen Universitäten kamen auch etliche Naturforscher, die dem Berliner Kongress beiwohnten.³ Zu den Prominentesten unter ihnen gehörte sicherlich Feliks Paweł Jarocki, in den Jahren 1819 bis 1831 ordentlicher Professor und Leiter des Lehrstuhls für Zoologie sowie Begründer und Direktor eines umfangreichen und bekannten zoologischen Museums an der Königlichen Alexandrinischen Universität zu Warschau.⁴ Zur Berliner Versammlung der Naturforscher reiste Jarocki allerdings nicht allein. Begleitet wurde er von einem 18-jährigen Pianisten, dem der zweiwöchige Berlin-Aufenthalt die Möglichkeit gewähren sollte, mehr zu hören und zu lernen, als ihm in Warschau geboten werden konnte. Dieser junge musikbegeisterte Teilnehmer der Naturforscherversammlung war niemand Geringerer als Fryderyk Chopin. Bei seinem ersten Berlin-Aufenthalt wurden seine musikalischen Erwartungen mehr als erfüllt. In den Briefen aus Berlin schildert Chopin seine zahlreichen Opern- und Konzertbesuche.⁵ Für den Kongress selbst und seine berühmten Teilnehmer, die er abwechselnd mal als ‚Affen‘ und mal als ‚Karikaturen‘ bezeichnete, fand der angehende Komponist dagegen keine anerkennenden Worte. Er verfolgte diese Zusammenkunft der gelehrten Männer aus der Perspektive des Satirikers und sah darin mehr ein dionysisches Fest als eine den wissenschaftlichen Austausch fördernde Begegnung. Doch ausgerechnet dieser verspotteten Geselligkeit der Naturforscher verdankte Chopin seine gesellschaftlichen Erfolge in Berlin. Bei den feierlichen Empfängen anlässlich des Kongresses machte er Bekanntschaft mit Alexander von Humboldt, Gaspare Spontini, Carl Friedrich Zelter oder Felix Mendelssohn.

3 Sachs: *Versammlung der deutschen Naturforscher* (wie Anm. 1), S. 19/20.

4 Diese bedeutende naturwissenschaftliche Einrichtung baute Jarocki nach dem Vorbild des zoologischen Museums der Berliner Universität auf, wo er bereits während seines zweijährigen Studienaufenthalts Bekanntschaft mit dem dortigen Museumsdirektor Hinrich Lichtenstein gemacht hatte. Die in der historischen Arbeitsstelle des Berliner Museums für Naturkunde aufbewahrten Briefe Jarockis an Lichtenstein zeugen von einer anhaltenden und intensiven Zusammenarbeit der beiden Institutionen und ihrer Leiter. Vgl. *Historische Arbeitsstelle des Naturkundemuseums in Berlin*, RM/B II.

5 Vgl. Adam Zamojski: *Chopin: powściągliwy romantyk*, Kraków 2002, S. 43.

Dank der Naturforscherversammlung begegnete Chopin schließlich dem einflussreichen und in Berlin allbekanntesten Fürsten und Kunstmäzen Anton Radziwiłł. Dieser polnische Magnat stammte aus einem mächtigen Adelsgeschlecht, dessen Reichtum und Einfluss auf die europäischen Königshäuser weit über die Grenzen Polens hinaus bekannt waren.⁶ Der Vater des Fürsten verstand es schnell, die Rollen in der Familie politisch ausgewogen, jeweils nach der Gunst der Stunde zu verteilen. Gleich nach der Dritten Teilung Polens sollte daher sein Sohn die Brücke nach Berlin schlagen: Er heiratete 1795 Prinzessin Luise von Preußen, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen und Schwester des legendären, bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. Über die schlichte Hochzeit in Berlin soll die Familie des Bräutigams empört gewesen sein und von den preußischen Geizkragen gesprochen haben.⁷ Gleichwohl verschaffte sich Anton Radziwiłł durch diese Heirat eine enge Beziehung zum Berliner Hof und konnte von nun an auf die größere Gunst der preußischen Regierung für seine Familie hoffen. Seine Erwartungen wurden auch schnell erfüllt. Auf dem Wiener Kongress bestellte ihn Friedrich Wilhelm III. zum Statthalter im Großherzogtum Posen, eine neben dem Amt des preußischen Oberpräsidenten eher repräsentative Pfründe.

Kurt Jagow charakterisiert Radziwiłł als einen „schönen, eleganten Mann von liebeswürdigem, gewinnendem Wesen und erlesener Kultur“, als einen Mann, „der als Musiker, Sänger, Zeichner ebenso sehr hervorragte wie durch seine glänzenden gesellschaftliche Talente“.⁸ Als Komponist ist der polnische Fürst vor allem durch seine Musik zu Goethes *Faust* bekannt geworden, dessen erste öffentliche Aufführung unter Teilnahme des Hofes am 20. Mai 1819 im Schloss Monbijou in Berlin stattfand. Nach der Amtsübernahme wohnte die mittlerweile zehnköpfige Familie Radziwiłłs im alten Schloss zu Posen (dem ehemaligen Jesuitischen Kollegium) und kehrte alljährlich erst zu Beginn des Winters in die preußische Hauptstadt zurück. Hier wohnte sie in dem – für Radziwiłłs Verhältnisse eher bescheidenen – Palais in der Wilhelmstraße 77, das früher der Geliebten des Königs, dem Fräulein von Dönhoff, gehörte und später Reichskanzlei wurde. In diesem stattlichen, von einem großen Park umgebenen Haus im Zentrum Berlins, das fortan ‚Hôtel de Radziwiłł‘ hieß, versammelte der geistreiche Fürst einen Musenhof, von dessen Glanz einiges auf die nüchterne preußische Hofhaltung abfiel. Hier konnten so berühmte Gäste wie Chopin und Zelter, Niebuhr und Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Stein, Gneisenau, Clausewitz, die Brüder Humboldt – von den Angehörigen des regierenden Herrscherhauses ganz zu schweigen – Revue passieren.⁹

6 Tadeusz Nowakowski: Die Radziwiłłs. Die Geschichte einer großen Familie, München 1966, S. 254.

7 Ebd., S. 262.

8 Kurt Jagow: Wilhelm und Elisa. Die Jugendliebe des alten Kaisers, Leipzig 1930, S. 12/13.

9 Vgl. ebd., S. 12/13.



Abb. 1: Henryk Siemiradzki 1887 angefertigtes großes Gemälde von Chopin im Salon des Fürsten Anton Radziwiłł 1829

Der Salon des Fürsten Radziwiłł wurde von dem polnischen Vertreter des akademischen Naturalismus Henryk Siemiradzki auf dem 1887 angefertigten großen Gemälde *Chopin im Salon des Fürsten Anton Radziwiłł 1829* verewigt.¹⁰

Das Bild, das höchstwahrscheinlich nicht mehr existiert, stellt eine künstlerische Vision Siemiradzki dar. Unter zahlreichen Zuhörern des Klaviervirtuosens ist der behaglich auf einem Lehnstuhl sitzende Fürst der Mittelpunkt der Komposition. Mehr im Vordergrund sitzen u.a. seine Gattin und der in Nachdenken versunkene Dauergast der Familie Alexander von Humboldt. Abgebildet sind auch zwei von den vier Töchtern der Radziwiłłs. Gleich neben dem Vater steht die ältere Elise, den Kopf ein wenig geneigt, in einem weißen Kleid und mit einer Rose in der Hand. Feingühlig wird sie von dem Triolen zaubernden Pianisten angeschaut, als ob sie allein die Adressatin seiner seelenergreifenden Polonaisen und Mazurkas in b-Moll wäre. Es scheint, als ob der junge Chopin bereits von dem Unglück erfahren hat, welches über das Haus seines Gönners hereingebrochen ist und welches monatelang das Klatsch- und Tratschthema der Berliner Hofgesellschaft war: Prinzessin Elise, Tochter des polnischen Fürsten Radziwiłł, wurde 1826 von ihrem langjährigen Verlobten, Prinz Wilhelm, des preußischen Königs zweitem Sohn und später Deutschlands erstem Kaiser, verlassen.

10 Zur Kontroverse über das auf dem Bild sichtbare Datum 1829 und über Berlin als Ort des Konzertes vgl. Krzysztof Zielenica: *Polonica bei Alexander von Humboldt*, Berlin 2004, S. 286–289.

Diese fast neun Jahre lang dauernde Liebesbeziehung, von der sogar im dritten Teil von Treitschkes *Deutscher Geschichte des 19. Jahrhunderts* berichtet wird,¹¹ war mehr als eine unglückliche deutsch-polnische Romanze, wie sie Geschichte und Literatur zur Genüge kennen. Sie war vor allem Opfer der preußischen Staatsräson. Denn an dem Scheitern dieser preußisch-polnischen Annäherung waren nicht die Herzensschwankungen des künftigen Kaisers schuld, sondern das Berliner Kabinett, der preußische König und die russische Regierung. Für das Hausministerium stand die Familie Radziwiłł dem kleinsten altfürstlich regierten Hause in Deutschland nicht gleich, da ihr eine Aussicht auf die Krone Polens entfiel. Der Petersburger Hof dagegen drängte auf eine Heirat mit Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach, Großenkelin Katharinas der Großen. Die Ebenbürtigkeitsfrage und die ängstliche Rücksichtnahme auf die Winke aus Peterburg bestimmten nun Friedrich Wilhelm III., die preußisch-polnische Ehe zu versagen.

Der Preußenkönig hatte indessen nicht ganz unwillig das Glück seines Sohnes dem, was er der Dynastie schuldig zu sein glaubte, untergeordnet. Seit Jahren war sein Verhältnis zu dem Fürsten Anton Radziwiłł angespannt. Unter dem 5. Juni 1820 notierte Varnhagen von Ense, dass der König die Einladungen ins Haus Radziwiłł ablehne, weil dort Alexander von Humboldt gastiere, dem der Herrscher seine „mehreren Artikel in auswärtigen Blättern“ übel genommen habe.¹² Der Hauptgrund der distanzierten Einstellung Friedrich Wilhelms zu seinem polnischen Untertan war jedoch Radziwiłłs Vorstellung zugunsten seiner Landsleute, die dem König von Mal zu Mal lästiger wurde. Es wäre indessen aber eine Übertreibung, in Radziwiłł einen Kämpfer um polnische Unabhängigkeit zu sehen. Viel mehr strebte er den Wiederaufbau Polens unter Preußens Ägide an.

Eine ähnliche Vorstellung von Polens Zukunft vertrat Radziwiłłs eingeheirateter Verwandte, der bedeutende Berliner Kunstsammler Graf Atanasy Raczyński, in Deutschland unter dem Namen Athanasius von Raczyński bekannt. 1788 in Posen geboren, gehörte er mit seinem zwei Jahre älterem Bruder Eduard der zwölften Generation dieses mächtigen polnischen Magnatengeschlechts an. Seit 1795, als Preußen ihre Heimat Großpolen annahm, wurden sie zu Untertanen des preußischen Königs, von dem ihr Großvater für seine Loyalität den preußischen Titel eines Grafen erhielt. Beide Brüder wurden in den strengen Formen einer konservativen, monarchistischen, treu der Legalität verschworenen Gesinnung erzogen, der die Französische Revolution und ihre Folgen ein Schrecken waren. Nach den zerronnenen Hoffnungen, auf der Seite von Napoleon die Unabhängigkeit Polens zu erringen, fasste Athanasius den Entschluss, sich um die Aufnahme in den diplomatischen Dienst des Königs von Preußen zu bewerben. Seiner nicht gerade bescheidenen Ansicht nach erfüllte er dafür alle Bedingungen:

Ich bilde mir ein, dass ich an Bedeutung gewinne, dass man beginnt zu erkennen, was ich wert bin, dass man beginnt, meinen Charakter zu schätzen, meine Mittel, meine

11 Vgl. Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*. Teil 3, Leipzig 1885, S. 393.

12 Karl August Varnhagen von Ense: *Blätter aus der preußischen Geschichte*. Bd. 1, Leipzig 1868, S. 145.

Vorhaben. Immerhin täte man gut daran, mich anzustellen, denn ich bin nicht mittellos, und der König kann sich auf mich verlassen. Ich will nichts mit Polen zu tun haben: es ist eine Frage, die man nicht berühren kann, ohne sich noch unglücklicher zu machen. Wenn man mich abweist, werde ich fern von der Welt leben, allerdings immer in Preußen.¹³

In der Erwartung auf Bestätigung in preußischen Diensten weilte Athanasius Raczyński von 1826 bis Anfang 1830 erstmalig für längere Zeit in Berlin. In diesen Jahren intensivierte er die Beziehung zu Karl Friedrich Schinkel, den er sehr verehrte und der dem angehenden Kunstsammler half, die Bilder auszuwählen. Denn bereits in den 1820er Jahren hatte Athanasius Raczyński für seine Heimatstadt Posen ein Galeriegebäude geplant. In der Posener Galerie wollte er hauptsächlich seine Sammlung der italienischen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts präsentieren, die zu diesem Zeitpunkt den Schwerpunkt seiner Ankäufe bildeten, darunter so bedeutende Werke wie Botticellis *Maria mit singenden Engeln und Lilien*.

In das fertiggestellte Galeriegebäude zog die Gemäldesammlung der Bauherren jedoch niemals ein. Die Beweggründe waren höchstwahrscheinlich politischer Natur. Nach elf Jahren vergeblicher Bemühungen wurde Athanasius Raczyński 1830 schließlich zum preußischen Gesandten ernannt – ein Posten von eher geringerer Bedeutung – und in Kopenhagen akkreditiert. Hier erlebte er auch die Ereignisse des turbulenten Jahres 1830: die Juli-Revolution in Frankreich und den November-Aufstand gegen die Russen in Warschau. Vor allem der revolutionäre Charakter des polnischen Aufstandes führte den konservativen und polnische Unabhängigkeitskämpfe verachtenden Grafen zum Entschluss, seine Gemäldesammlung und seinen Wohnsitz nach Berlin zu verlegen. Hier erwarb er von dem Ehepaar Lutter (Weinhandlung Lutter und Wegener) das stattliche, mit einer aufwendigen klassizistischen Fassade versehene Haus Unter den Linden 21.

Mit dem Umzug der Sammlung Raczyńskis nach Berlin verschob sich zugleich deren inhaltlicher Schwerpunkt: weg von den alten Italienern und hin zum Ankauf zeitgenössischer deutscher Malerei. Die Eröffnung der neu konzipierten Galerie fand 1836 am Geburtstag des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. statt – eine Geste, mit der Raczyński seine Sammlung in den Dienst der preußischen Krone stellte. Auch die Hängung der Bilder sollte seine ästhetische und politische Überzeugung ausdrücken. Die Präsentation begann mit den alten Meistern und ging dann über zur deutschen zeitgenössischen Kunst, die die größte Wandfläche des Raumes einnahm. Kunsthistorisch gesehen, ging Raczyński von der Position aus, dass die deutschen Künstler die unmittelbaren Nachfolger der italienischen Meister der Spätrenaissance seien. Den bedeutsamsten Anziehungspunkt der Galerie, die später kostenlos besichtigt werden konnte, bildete der Karton zu Wilhelm von Kaul-

13 Tagebuch, Eintrag vom 19. Mai 1837, zitiert nach Elise F. Grauer: Tradition als Konstrukt. Graf Athanasius Raczyńskis Galerien in Polen und Preußen, in: Robert Born u. a. (Hrsg.): Visuelle Erinnerungskulturen und Geschichtskonstruktionen in Deutschland und Polen 1800 bis 1939, Warszawa 2002, S. 144.

bachs *Hunnenschlacht* von 1837.¹⁴ Bei den deutschen Künstlern bevorzugte Raczyński Werke von Overbeck und den Nazarenern Schadow, Cornelius, Schwind bis hin zu Menzel.

Der 20-jährige Menzel war es dann auch, der 1835 von Athanasius Raczyński beauftragt wurde, ein Titelblatt für den dritten Band seiner *Geschichte der neuen deutschen Kunst* zu entwerfen.¹⁵ Die drei 1836–1841 erschienenen Bände von Raczyńskis Kunstgeschichte waren das erste Werk, das sich der zeitgenössischen deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts widmete. Der Aufwand, mit dem er seine Bücher auf eigene Kosten herstellen ließ, in großem Format, auf starkem Papier, sollte den Geschmack und das Stilempfinden des Autors unterstützen. Mit dieser Prachtausgabe, die allerdings sehr teuer war und dadurch nur relativ geringe Verbreitung erfuhr, sowie mit seiner Galerie wollte der polnische Sammler zum Weg-Ebner und Advokaten der deutschen Kunst aufsteigen. Gleichzeitig konnte er sich in Preußen als vorbildlicher Staatsbürger und Mäzen präsentieren. Seine Mitgliedschaft im wissenschaftlichen Kunstverein in Berlin und die Gründung, gemeinsam mit Schinkel, Rauch und Waagen, eines Vereins zur Förderung des Gusses der Amazonengruppe von August Kiß bestätigten lediglich dieses Bild.

Das Wohnhaus ‚Unter den Linden‘ entwickelte sich schnell zu einem wichtigen Begegnungsort auf der gesellschaftlichen Karte Berlins und brachte Athanasius Raczyński soziale Kontakte über seinen eigenen Kreis von Adligen, Kunstgelehrten und Künstlern hinaus. Die erste Etage hatte er der englischen Gesandtschaft vermietet, unter dem Dach wohnte 1834–1844 die verwitwete Bettina von Arnim mit ihren Kindern. Bei ihr traf der konservative Raczyński auf das breite Spektrum der Berliner Intellektuellen, vom Juristen Friedrich Carl von Savigny und dem Historiker Friedrich Förster bis hin zu dem Junghegelianer Bruno Bauer.¹⁶ Als 1841 Raczyński die Mitteilung erhielt, er solle demnächst die preußische Gesandtschaft in Lissabon übernehmen, entschloss er sich jedoch kurzerhand, sein Palais zu verkaufen. Bei der Suche nach einem Grundstück für den Bau eines neuen Hauses, das günstigere Möglichkeiten zur Unterbringung seiner Kunstschätze bot, fand er sogar die Unterstützung Friedrich Wilhelm IV., der in einer Kabinettsorder seine Bereitschaft kundtat, das Areal direkt neben dem Brandenburger Tor dem Grafen „abzutreten“.¹⁷ Dieser nahm das lukrative Angebot an und ließ nach Plänen des Architekten Johann Heinrich Strack am Exerzierplatz, dem späteren Königsplatz, ein neues Gebäude für seine Galerie

14 Für Kaulbach war diese Auftragsarbeit sehr folgenreich, wurde ihm doch letztlich durch den Erfolg dieses Bildes in der Raczyński-Galerie später der Auftrag zu den Wandmalereien im Neuen Museum zuteil. Siehe dazu Angelika Wesenberg: Raczyński in Berlin, in: Konstanty Kalinowski, Christoph Heilmann (Hrsg.): Sammlung Graf Raczyński. Malerei der Spätromantik aus dem Nationalmuseum Poznan. Katalog der Ausstellung, München 1992, S. 75.

15 Die Auftragsvergabe an Menzel bedeutete indirekt den Durchbruch für dessen Karriere, da in Folge Franz Kugler – überzeugt von dem Ergebnis – dem Verleger Weber Menzel für die 400 Abbildungen seiner *Geschichte Friedrich des Großen* vorschlug und auch durchsetzte.

16 Wesenberg: Raczyński in Berlin (wie Anm. 14), S. 77.

17 Michael S. Cullen: Das Palais Raczyński, in: Kalinowsky, Heilmann: Sammlung Graf Raczyński (wie Anm. 14), S. 61.

errichten. Strack entwarf einen dreiteiligen Gebäudekomplex in der Tradition der Schinkelschule, in dem allein der erhöhte Mittelbau Raczyński gehörte. Die Seitengebäude unterstanden dem preußischen Kultusministerium und dienten Malern und Künstlern als Ateliergebäude. Trotz der Abwesenheit des Besitzers wurde das ‚Palais Raczynski‘, wie der ganze Komplex von Anbeginn genannt wurde, innerhalb von drei Jahren fertiggestellt. Am 28. März 1847 in Berlin eingetroffen, konnte der Diplomat noch am gleichen frühen Abend sein neues Palais in Augenschein nehmen.



Abb. 2: Königsplatz mit Palais Raczynski um 1880, kurz vor seinem Abriss

Doch nicht die Hausübergabe war der Hauptgrund von Raczyńskis Ankunft in Berlin. Als neues erbliches Mitglied der Herren-Curie sollte er „am widerwärtigen Vereinigten Landtag“ teilnehmen, wie er – von jedem parlamentarischen Gedanken angewidert – die Versammlung der Provinzialstände vom April 1847 charakterisierte.¹⁸ Folgerichtig verließ Raczyński das revolutionäre Berlin ohne Unmut, um die Gesandtschaft in Madrid zu übernehmen. Unter Spaniens Himmel konnte er auch mit Genugtuung beobachten, wie der Posener Aufstand gegen Preußen niedergeworfen wurde und „die unheilvolle Revolution des Jahres 1848, die dieser tief durchdachten, zeitgemäß und unverwüstlich sein sollenden liberalen Neugestaltung Preußens ein Ende machte“, endgültig scheiterte.¹⁹ Es mag dieser kon-

18 Athanasius Raczyński: *Geschichtliche Forschungen*. Bd. 1, Berlin 1860, S. 475.

19 Ebd., S. 475.

servativen Haltung zuzurechnen sein, dass er auch seinen guten Kontakt zu den Künstlern immer mehr verlor. Seit 1852 durchgehend in Berlin, erwarb er ununterbrochen Kunst, jedoch keine spektakulären Werke mehr. Seine Galerie, die einst eine der bedeutendsten Kunstsammlungen Preußens beherbergte, geriet langsam in Vergessenheit.

Im Jahr der Reichsgründung 1871 begannen zudem die schweren Sorgen Raczyńskis um den Bestand seines Palais und seine Sammlung, da die Baukommission ausgerechnet diesen Standort für ein Reichstagsgebäude favorisiert hatte. Der überzeugte Monarchist, der „den modernen Konstitutionalismus immer als eine widerwärtige und schädliche Komödie“ betrachtet hatte,²⁰ war nicht bereit, sein Haus aufzugeben; und er hatte das Recht auf seiner Seite. Erst nach seinem Tod 1874 und langwierigen Verhandlungen wurde das Lebenswerk Raczyńskis durch seinen Sohn dem deutschen Staat verkauft. 1884 wurde das Palais abgerissen und an seiner Stelle der Grundstein für das Reichstagsgebäude gelegt. Die darin befindliche Kunstsammlung wurde der preußischen Regierung unterstellt und 1903 als für das Kunstleben der Hauptstadt nicht mehr angemessen einem Museum „in der bis jetzt an Kunstschätzen armen Stadt Posen“ eingegliedert.²¹ Lediglich das wohl wertvollste Bild, Botticellis *Madonna mit singenden Engeln*, blieb als Dauerleihgabe in Berlin und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg und mehreren Prozessen durch Bund und Länder von der Familie Raczyński für Berlin erworben. Es ist noch heute eines der Hauptwerke der Alten Nationalgalerie am Kulturforum und gleichzeitig neben einem kleinen Gedenkstein die einzige Spur von dem polnisch-preußischen Mäzen Athanasius Raczyński in der Hauptstadt.

Den polnischen Diplomaten in preußischen Diensten wie Radziwiłł oder Raczyński waren die polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen immer wieder ein Dorn im Auge, denn sie warfen einen Schatten auf ihre politische Aktivität und ließen Zweifel an ihrer Loyalität zu Preußen aufkommen. Anlass für eine solche Skepsis lieferten allen voran die polnischen Studenten an der Berliner Universität, die in ihren geheimen Statuten bekundeten, stets dahin zu wirken, dass Polen „wieder selbstständig würde und einen eigenen Herrscher erhalte“.²² Im Gegensatz zu dem russischen und österreichischen Teilungsgebiet befand sich auf dem von Preußen annektierten polnischen Territorium keine Universität. Wollten die Polen aus dem Großherzogtum Posen studieren, dann waren sie per Dekret auf die Universitäten in Breslau, Halle und Berlin angewiesen (bis 1810 auch auf die Universität in Frankfurt an der Oder).²³ Aussicht auf ein preußisches Staatsamt sowie relativ niedrige Lebenskosten lockten daher die polnische Jugend in die preußische Metropole. Mehrere hundert Polen sollen im Laufe des 19. Jahrhunderts in Berlin studiert haben.²⁴ Viele unter ihnen ließen sich von der liberalen Stimmung in der Hauptstadt mitreißen und versuchten nach dem Beispiel

20 Ebd., S. 475.

21 Zitiert nach Wesenberg: Raczyński in Berlin (wie Anm. 14), S. 82.

22 Vgl. Manfred Laubert: Die ersten polnischen Studentenverbindungen in Berlin und ihre Beziehungen zur deutschen Burschenschaft, in: Zeitschrift für osteuropäische Geschichte 4, 1914, S. 539.

23 Vgl. Jan Kazimierzczak (Hrsg.): Polacy w Berlinie, Inowrocław 1937, S. 10.

24 Ebd., S. 10.

ihrer deutschen Kommilitonen – oder auch mit ihnen zusammen – ihre politische Tätigkeit in geheimen Vereinen zu entwickeln. Im Hauptbericht der Berliner Immediat-Untersuchungs-Kommission von 1821 heißt es auch:

So finden sich in unseren Akten Notizen, dass im Sommer 1819 auf der Universität Warschau eine ‚Burschenschaft‘ eröffnet wurde, dass auch von den in Berlin und Breslau studierenden Polen das von den deutschen Burschenschaften gegebene Beispiel nicht unbeachtet blieb, und dass endlich in den letzten Monaten des Jahres 1819 selbst von Warschau aus nach Berlin eine geheime Verbindung verpflanzt wurde.²⁵

Diese Worte sind der polnischen Burschenschaft ‚Polonia‘ und dem Freundesbund ‚Panta Koina‘ gewidmet. Während ‚Panta Koina‘ in Warschau 1817 entstand und nach ihrer Übersiedlung nach Berlin 1821 aufgelöst wurde, war ‚Polonia‘ an der Berliner Universität 1818 neu gegründet worden und entwickelte sich in kürzerer Zeit zu einem der mächtigen studentischen Vereine.²⁶ Für den bekanntesten Vertreter der polnischen Burschenschaftler und späteren Posener Wohltäter Karol Marcinkowski sollte sich jeder Pole in Berlin so ausbilden, dass „er als solcher Ehre einlege, damit die Nation selbst nie untergehe“.²⁷ Man könnte also die These riskieren, dass Berlin – oder zumindest die Studienzeit in Berlin – sich produktiv auf die Entfaltung und Festigung des nationalen Selbstverständnisses mehrerer polnischer Studenten ausgewirkt hat. Anders gewendet: Die Berliner Universität bildete nicht nur polnische Beamte für den preußischen Staat aus, sondern auch glühende polnische Patrioten. In der polnischen Geschichtsschreibung gilt immer noch die Universität Wilna als größte Wiege der studentischen Geheimbünde, was nicht zuletzt damit zusammenhängt, dass aus den antizaristischen Reihen der Wilnaer ‚Gesellschaft der Philomathen und Philareten‘ der Nationaldichter Adam Mickiewicz hervorging. Die starken litauisch-polnischen Studentenverbindungen (die in der Geschichtspromaganda nach 1945 zu den ersten russisch-polnischen Revolutionszirkeln erklärt wurden) können nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Prozess der polnischen Nationalisierung auch an der Berliner Universität stattfand und dass die Studienzeit in Berlin für viele polnische Unabhängigkeitskämpfer eine politisch prägende Erfahrung gewesen ist.

Das beste Beispiel hierfür liefert der ehemalige Berliner Student Karol Libelt, der später als begabter Philosoph und Politiker hervorgetreten ist und als Anführer des gescheiterten Posener Aufstands von 1846 in preußische Gefangenschaft geriet. Unter dem Einfluss der

25 Zitiert nach Maria Wawrykowa: Die „Panta Koina“ in Warschau und Berlin, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena* 5, 1966, S. 247.

26 Maria Wawrykowa: *Polskie związki studenckie na uniwersytetach niemieckich w latach 1817–1824*, in: *Przegląd Historyczny* LX, 1969, S. 328. In dem Streit zwischen der Landmannschaft und Burschenschaft schloss sich ‚Polonia‘ der ‚Arminia‘ an, und bei der Verfolgung der ‚Arminia‘ von 1822 wurden fast 30 ihrer polnischen Mitglieder in die Stadtvogtei abgeführt und zu großem Teil zu mehrmonatiger Festungshaft verurteilt. Vgl. ebd., S. 328.

27 Laubert: Die ersten polnischen Studentenverbindungen (wie Anm. 22), S. 540.

bürgerlich-demokratischen Bestrebungen in Mitteleuropa seit den 1830er Jahren kam es im geteilten Polen zur intensiven Vorbereitung eines grenzübergreifenden Aufstandes, die jedoch ganz schnell von preußischen und russischen Agenten aufgedeckt wurde. Folge davon waren Massenverhaftungen und Verfolgungen der polnischen Verschwörer. Aus der Posener Provinz wurden über 250 Polen mit Karol Libelt und Ludwik Mierosławski an der Spitze nach Berlin überführt und wegen Hoch- und Landesverrats im Hochsommer des Jahres 1847 vor Gericht gestellt. Es war einer der ersten öffentlichen Prozesse in Berlin und weckte dadurch viel Interesse in der Berliner Öffentlichkeit. Seinen Höhepunkt stellte dabei die Verteidigungsrede von Ludwik Mierosławski dar, in der er leidenschaftlich um Verständnis für den Kampf eines unterdrückten Volkes und von fremden Staaten okkupierten Landes warb. Zugleich behauptete er, der geplante Aufstand sei ursächlich gegen die russische Teilungsmacht gerichtet gewesen sein und das Großherzogtum Posen sei lediglich als Aufmarschgebiet gegen die Moskauer Macht vorgesehen gewesen. Er ging sogar von der Neutralität Preußens im polnischen Widerstand gegen das zaristische Russland aus und spielte dabei bewusst auf die beliebte Idee des gemeinsamen Freiheitskampfes an. Diese geschickte politische Rhetorik machte Mierosławski sehr populär, vor allem „Berlins vornehme Damenwelt“, wie eine Zeitung vermerkte, „schwärmte für den dort vor den Schranken des Hochgerichts stehenden Polen“.²⁸

Genau auf deren Hilfe setzte auch Mierosławskis Schwester, als ihr durch die preußischen Behörden verboten wurde, den Bruder zu sehen. Zuerst bat sie die französische Autorin George Sand um Vermittlung, diese, gerade von Chopin getrennt, lehnte jede Hilfestellung jedoch ab. Sodann nahm sich Raczyńskis frühere Nachbarin Bettina von Arnim ihrer an und schrieb an den König:

Welche Beschämung vor aller Welt, den Preußischen Staat gefährdet zu sehen durch den Besuch einer jungen Schwester durch den auf den Tod gefangenen Bruder, der dem Leben entsagt und die Hinrichtung achtete als den Heldentod, der ihn befreie von der Einkerkelung!²⁹

Mit ihrer Intervention erreichte sie jedoch nichts. In einem Antwortschreiben gab Friedrich Wilhelm IV. ihr den Rat, sich in die politischen Angelegenheiten besser nicht einzumischen.

28 Zitiert nach Daniela Fuchs: Der große Polenprozess von 1847 in Berlin, Berlin 1998, S. 44.

29 Bettina von Arnim: Die Sehnsucht hat allemal Recht, Berlin 1984, S. 271.

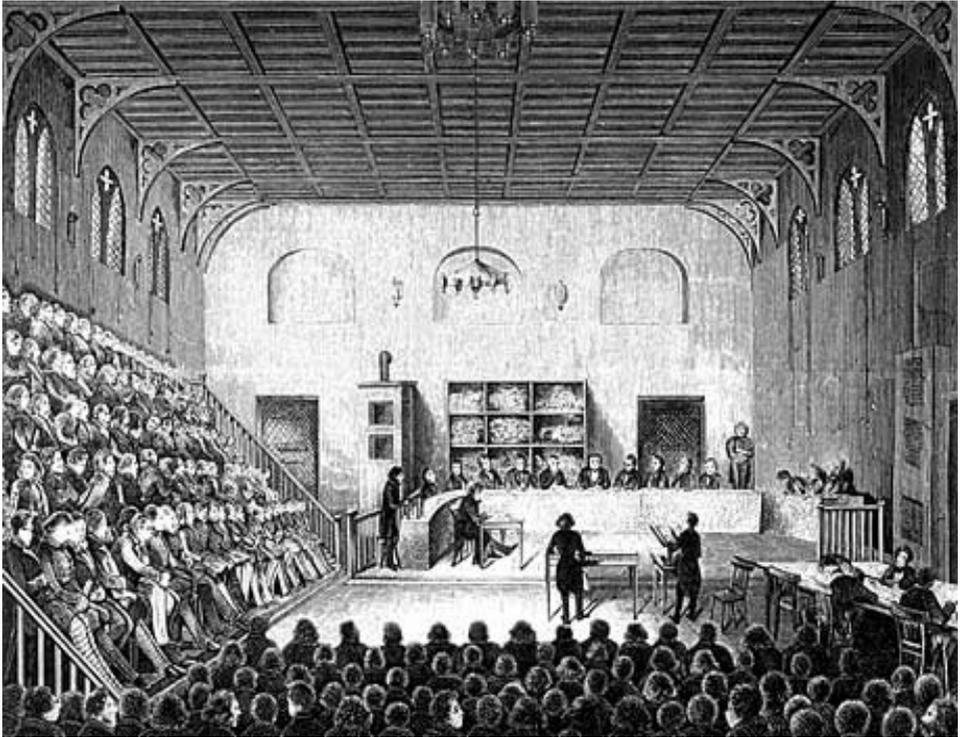


Abb. 3: Polenprozess in Berlin 1847

Nach einem viermonatigen Marathon endete der Polenprozess. Das Urteil, das verhältnismäßig milde ausfiel, wurde am 2. Dezember 1847 verkündet. 117 Personen wurden zu Haftstrafen verurteilt, acht, darunter Mierosławski, erhielten die Todesstrafe, 134 wurden wieder auf freien Fuß gesetzt.³⁰ Nach der Urteilsverkündung blieben die Polen im Moabiter Gefängnis, wo sich für sie bereits in den Tagen der Revolution im März 1848 die Tore der Freiheit öffneten. Konkret: Am 19. März erschien eine Gruppe Polen im Schloss, um die Petition für die Befreiung der polnischen Gefangenen zu übergeben. Die Nachricht von der Übergabeaktion verbreitete sich blitzartig in ganz Berlin und bereits am Morgen des 20. März versammelten sich vor dem Schloss Menschenmassen, an deren Spitze die Rechtsanwälte August Wöniger und Vinzenz Deycks, Verteidiger während des Polenprozesses, standen. Gefordert wurde eine sofortige Amnestie. Unter dem starken Druck der Massen gab Friedrich Wilhelm IV. der verlangten Forderung nach. Gegen 13 Uhr empfing eine Menschenmenge vor dem Gefängnis die Polen mit großem Jubel und lauten Rufen: „Es lebe Polen!“, „Es lebe die Freiheit!“, „Es lebe Deutschland!“. Ludwik Mierosławski und Karol Libelt bestiegen einen zum Triumphwagen umgebauten Fiaker, an dem eine schwarz-rot-goldene und eine polnische Fahne befestigt waren. Von etwa 100.000 Menschen begleitet,

30 Vgl. Fuchs: Der große Polenprozess (wie Anm. 28), S. 51.

begab sich der deutsch-polnische Zug zum Schlossplatz, wo ihn Friedrich Wilhelm IV. zusammen mit seinen Ministern von Arnim-Boitzenburg und von Schwerin vom Balkon des Schlosses aus begrüßte. In einer improvisierten Ansprache stellte Schwerin die Freilassung der Polen als einen großherzigen Akt königlicher Verzeihung dar.³¹

Die deutsch-polnische Verbrüderung verfloß jedoch ganz schnell. Sowohl in der Paulskirche als auch in der Preußischen Nationalversammlung sprach sich die Mehrheit der Abgeordneten gegen die Loslösung Polens von Preußen aus. Die geforderten Autonomierechte für das Herzogtum Posen wurden entschieden abgelehnt. Zu den prodeutschen Argumenten gesellte sich bald antipolnische Gesinnung: „Mich soll wahrlich keiner beschuldigen, dass ich über das Unglück der Polen jemals gespottet oder gehohnlächelt habe. Ich habe sogar mehr als einmal für ihre Wiederherstellung gestritten“, gestand der Herold der deutschen Freiheitsbewegung Ernst Moritz Arndt. Aber von nun an gäbe es nur noch drei Arten von Polenfreunden: „die Unwissenden, die Narren und die Schelme“.³²

Die Berliner Polenfreunde

Entgegen Arndts Diskriminierungen fanden sich im Berlin des 19. Jahrhunderts immer wieder Polenfreunde, die mit den nationalen Bestrebungen ihrer Nachbarn sympathisierten oder diese zumindest mit großem Interesse verfolgten. Bereits im berühmt-berüchtigten Varnhagenschen Hause fand die ‚polnische Frage‘ stets Interesse und Anteilnahme. In Varnhagens Tagebuch, das die Zeit vom November 1819 bis zum Dezember 1823 umfasst, werden häufig polnische Themen angesprochen wie z. B. die Ankunft der polnischen Gesandten oder eben die Entdeckung, Verhaftung und Verhöre der polnischen Studenten.³³ Nicht minder sorgfältig notierte Varnhagen all jene Treffen, auf denen er mit Polen persönlich bekannt wurde. Bei der Fürstin Clary und der Herzogin von Cumberland sollen seiner Ansicht nach die Polen „durch ihre zusammenhaltende Weise etwas dominieren“ und zuweilen sogar „vorherrschen“.³⁴ Auch der Salon Elise von Hohenhausens galt als ausgesprochen polenfreundlich.

Neben den Salons waren es vorwiegend die Kaffee- und Weinhäuser, wo sich die Berliner Polenfreunde trafen. In der ‚Roten Stube‘ von Stehely am Schauspielhaus oder in der Weinstube Lutter und Wegener am Gendarmenmarkt kamen allabendlich polonophile Intellektuelle zusammen wie der bereits zitierte Karl August Varnhagen von Ense mit seiner Frau Rahel, Eduard Gans, Ludwig Devrient, E.T.A. Hoffmann, Christian Dietrich Grabbe, Karl Köchy oder Friedrich von Uechtritz.³⁵ Hinzu kam „das Martinetzische und Lüderwal-

31 Vgl. ebd., S. 56.

32 Ernst Moritz Arndt: Polenlärm und Polenbegeisterung (1848), in: August Leffson, Wilhelm Steffens (Hrsg.): Arndts Werke. Kleine Schriften, Berlin 1912, S. 128.

33 Varnhagen von Ense: Blätter aus der preußischen Geschichte (wie Anm. 12), Bd. 2, S. 35, 47.

34 Ebd., S. 193 und 200.

35 Anneliese Gerecke: Das Echo auf die polnische Erhebung von 1830, Wiesbaden 1964, S. 125.

dische Kaffeehaus, wo vorzugsweise das Volk Israel sein Wesen“ trieb, wie Adolph von Schaden in *Berlins Licht und Schattendasein* von 1822 nicht ohne judenfeindliche Ressentiments bemerkte.³⁶

Zu den profiliertesten Polenfreunden, die alle diese Orte frequentierten, gehörte neben Adelbert von Chamisso, Baron August von Maltitz oder Friedrich Wilhelm von Gubitz der junge Dichter und Student der Jurisprudenz Heinrich Heine. In seinen *Briefen aus Berlin* thematisiert er mehrmals die polnischen Themen,³⁷ allen voran die Verfolgung der polnischen Studenten. Ihren nationalen Bestrebungen brachte er viel mehr Sympathie entgegen als der Deuschtümelei der Burschschafter:

Kurländer sind weniger hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen [...]. Man sieht diesen Gesichtern gleich an, dass keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen Hermanns und Thusneldas als Muster von Liebenswürdigkeit und edlem Betragen dienen. Es ist wahr. Wenn man so viele Herrlichkeiten bei Fremden sieht, gehört wirklich eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich noch immer einzubilden: das Vortrefflichste und Köstlichste, was die Erde trägt, sei ein – Deutscher!³⁸

Der wichtigste Grund für Heines Interesse an Polen wird wohl die kurze, aber innige Freundschaft mit Eugeniusz Bereza (zu Deutsch: Eugen von Bereza) gewesen sein, den er vermutlich in Hegels Kolleg über Ästhetik im Wintersemester 1821/22 kennengelernt hatte. Nach Heines Schilderung war dieser polnische Graf der einzige Mensch in Berlin, in dessen Gesellschaft er sich nicht langweilte und dessen originelle Witze ihn zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten.³⁹ Bereza scheint noch weniger als Heine in Berlin studiert zu haben. Als er die leidenschaftliche Gunst der Herzogin Friederike von Cumberland auf sich zog und sich obendrein in der ‚Polonia‘ betätigte, entzog er sich der drohenden Verhaftung, indem er im März 1822 Berlin fluchtartig verließ. Er zog sich auf das Gut seines Vaters in der Nähe von Gnesen zurück, wo ihn Heine in den Herbstferien des gleichen Jahres besuchte. Es war der erste Abschnitt seiner fast sechswöchigen Polenreise. Die in Polen empfangenen Eindrücke verarbeitete er dann in seinem bekannten Aufsatz *Über Polen*, der im Januar 1823 im Berliner *Gesellschafter* zum ersten Mal erschien.

36 Adolph von Schaden: *Berlins Licht und Schattendasein*, Dessau 1822, S. 151.

37 Heinrich Heine: *Briefe aus Berlin*, Berlin 1983, S. 49.

38 Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 6, Düsseldorf 1973, S. 13. Zu diesem Motiv kommt bei Heine noch das Engagement für die polnischen Juden, das vor allem durch seinen Beitritt zum ‚Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden‘ mobilisiert wurde. In diesem Kreise begegnete er zahlreichen Juden polnischer Abstammung: dem jüdischen Reformprediger und Lehrer Carl Siegfried Günzburg, dem Begründer einer privaten jüdischen Elementarschule Joel Abraham List oder dem Pädagogen Joseph Perl. In der Vereinsschule unterrichtete Heine arme polnische Judenknaben in Geographie und Geschichte mehrere Stunden in der Woche. Vgl. Hanns G. Reissner: *Eduard Gans. Ein Leben im Vormärz*, Tübingen 1965, S. 32, 53 und 81.

39 Heine: *Gesamtausgabe* (wie Anm. 38), S. 21.

Heines Berliner Freund Graf Bereza war gewiss nicht der einzige Pole, dem man in Hegels Seminaren begegnen konnte. Der Philosophieprofessor an der Jagiellonen-Universität in Krakau Józef Kremer schrieb in seinen Erinnerungen an die Berliner Studienzeit, dass Hegel wie ein Halb-gott verehrt wurde und dass die Polen fast die Hälfte seiner Studentenschaft ausmachten.⁴⁰ Der preußische Staatsphilosoph hat seine staatenlose polnische Hörerschaft dennoch nicht geschont. Er stellte kategorisch fest, dass die Polen selbst und nicht die fremden Mächte die Hauptverantwortung für den Untergang ihres Staates tragen. Aber es kam noch härter: In seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte behauptete er, Polen bilde den Zusammenhang mit Asien.⁴¹ Er erwähnte zwar, dass die Polen das belagerte Wien 1683 von den Türken befreit hatten, womit ein Teil der Slawen „der westlichen Vernunft erobert“ worden sei. Dennoch blieben die Polen aus seinen Betrachtungen ausgeschlossen, weil sie „bisher nicht als ein selbständiges Moment in der Reihe der Gestaltungen der Vernunft in der Welt aufgetreten“ wären.⁴² Mit einem Schlag stellte somit Hegel den seit Jahrhunderten gepflegten Mythos von Polen als Vormauer des Christentums (antemurale christianitatis) infrage und erklärte die bisherige historische Entwicklung Polens für ‚unvernünftig‘.

Seine polnischen Anhänger unter den Studenten nahmen ihm dieses pejorative Urteil aber gar nicht übel. Im Gegenteil: Sie argumentierten mit Hegel gegen Hegels Kritik. Die von ihrem geistigen Meister postulierte Ahistorizität der Polen interpretierten sie als eine nationale Besonderheit im universellen und vernünftigen historischen Prozess. Für sie bedeutete die selbstverschuldete Auflösung des polnischen Staates eine historisch notwendige Erfahrung, die gemacht werden musste, damit die Polen im Bewusstsein der Freiheit fortschreiten und vom ‚Außer-sich-Sein‘ ins besondere ‚Für-sich-Sein‘ übergehen konnten. Polen sollten sich ihrer Besonderheit bewusst werden, behaupteten die polnischen Studenten Hegels, allen voran der bereits mehrmals erwähnte Philosophiestudent, spätere Unabhängigkeitskämpfer und schließlich Abgeordnete im preußischen Landtag Karol Libelt.⁴³ In Anlehnung an Hegelsche Geschichtsphilosophie zogen er und andere Anhänger des preußischen Philosophen die Schlussfolgerung, dass das polnische Volk eine besondere geschichtliche Mission zu erfüllen habe und somit auch höher als andere Völker gestellt werden müsse.⁴⁴ Diese Reduktion von Hegels Weltgeist auf den polnischen Volksgeist war eine

40 Vgl. Zbigniew Sudolski (Hrsg.): *Krynica wiadomości. Korespondencja Józefa Kremera z lat 1834–1875*, Kraków 2007.

41 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, in: Eduard Gans (Hrsg.): *Hegels Werke*. Bd. 9, Berlin 1840, S. 127.

42 Ebd., S. 425.

43 Vier Jahre studierte Libelt in Berlin und gehörte angeblich zu den Lieblingsschülern Hegels. Unter seiner Anleitung entstand auch Libelts Dissertation *De pantheismo in philosophia*, die Hegel sehr positiv begutachtete. Vgl. Jan Stoiński: *Pochodzenie, dzieciństwo i młodość*, in: Zdzisław Grot (Hrsg.): *Karol Libelt 1807–1875*, Warszawa 1976, S. 19.

44 Als einer der bekanntesten Vertreter dieser so genannten ‚Polnischen Philosophie der Tar‘ gilt August Cieszkowski, der in Berlin die Vorlesungen des Hegelschülers Michelet gehört hat und später zu den

politische Philosophie und diente in erster Linie dazu, im Prozess der Nationalisierung des 19. Jahrhunderts das staatliche Unglück im Mythos von der polnischen Nation einzufangen.

Mit dem Sieg der Nationalbewegung und der Nationalstaatsgründung von 1871 verlor der Nationalismus seine internationalistische Ausrichtung und wurde nun immer mehr zu einer „Macht des Bestehenden“. ⁴⁵ Nationalliteratur und Nationalkulturen spielten bei dieser Entwicklung eine zentrale Rolle, da mittels Kunst und Kultur die Verknüpfung der Menschen mit der Besonderheit eines national bestimmten Raumes und die Formung einer nationalen Identität am sinnfälligsten zu erreichen waren. Im Zuge dieses gesamteuropäischen Prozesses verstärkte sich auch das organisierte gesellschaftliche Leben der Berliner Polen. Mehrere Vereine und Organisationen wurden gegründet, die sich um die Aufrechterhaltung der nationalen Kultur und Pflege der polnischen Sprache unter den kulturell differenzierten Einwanderern bemühten. ⁴⁶ Von 1889 an existierte in Berlin auch eine polnischsprachige Presse. Zunächst begann man mit der Herausgabe der von der SPD finanziell subventionierten *Arbeiterzeitung*, des Organs der polnischen Sozialisten. In den 90er Jahren erschienen dann zwei weitere polnische Zeitungen, von denen die *Berliner Rundschau* kontinuierlich bis zum September 1939 verlegt wurde.

Gleichwohl war das Interesse der Berliner Gesellschaft an der polnischen Kultur sehr gering. Das gegenseitige Verhältnis im Kaiserreich war von dem Zusammenstoß zweier kräftiger Nationalismen, des deutschen und des polnischen bestimmt. Die Polen wollten die nationale Selbstbestimmung, die Wiedererrichtung ihres Staates. Die Deutschen wollten keinen Teil ihres Staates verlieren. Sie wollten die ethnische Homogenität des Nationalstaates, die Herrschaft über eine Minderheit und, weil das eine wirkliche Autonomie nicht zuließ, letzten Endes ihre Eindeutschung. Folgerichtig gab es nur noch wenige Kreise in der Berliner Gesellschaft, die bereit waren, den polnischen Intellektuellen und Künstlern den Aufenthalt in der Stadt zu ermöglichen oder zu erleichtern. Zu diesen zählte beispielsweise der polnische Slawist Alexander Brückner, der 1881 an die Berliner Universität berufen wurde und dort bis zu seinem Tod 1939 lehrte. Der polnische Schriftsteller und Provokateur Stanisław Przybyszewski fand im Kreis der Dichter, Maler und Künstler des Expressionismus, die sich um die Jahrhundertwende in der Berliner Szene-Kneipe ‚Zum schwarzen Ferkel‘ trafen, eine breite Unterstützung und begeisterte Anhängerschaft. Ferner sind die

wichtigsten Hegelinterpreten avancierte. Vgl. Wiesława Sajdek: *Postęp bez rozboju. Podstawy teorii dynamizmu społecznego w filozofii Augusta Cieszkowskiego*, Lublin 2008.

45 Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1918*. Bd. 2: *Machtstaat vor der Demokratie*. 3. durchges. Aufl., München 1995, S. 255.

46 Die Vielfalt der Initiativen ist beachtlich. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts existierten in Berlin folgende polnische Initiativen: 31 akademische Vereinigungen, 20 Verbände von Kaufleuten, Handwerkern und Gewerbetreibenden, 8 politische Organisationen plus 3 Arbeitervereine, 2 Gewerkschaften, 18 Frauen- und 25 Gesangs- und 28 Sportvereine, 6 Schul- und Bildungsvereine, 13 Spar-, Leih- oder Lotterieverbände, 24 Kirchengemeindekomitees sowie eine Reihe anderer Vertretungen. Vgl. Basil Kerski: *Polski Berlin*, in: Dorota Danielewicz-Kerski, Maciej Górny (Hrsg.): *Berlin. Polnische Perspektiven. 19.–21. Jahrhundert*, Berlin 2008, S. 23.

beiden polnischen Maler Julian Fałat und Wojciech Kossak zu erwähnen, die während ihrer Berliner Zeit zahlreiche Gemälde im Auftrag Wilhelms II. schufen. Schließlich bot das kaiserliche Berlin mit dem preußischen Landtag und dem Reichstag den polnischen Abgeordneten Plattformen, um die Interessen der Polen zu vertreten.

Die ‚Ostflucht‘ nach Berlin

Der Erklärungsgrund für das schwindende Interesse der deutschsprachigen Berliner an der polnischen Minderheit liegt sicherlich nicht allein an den nationalen Differenzen zwischen den beiden Gruppen, sondern auch an dem sich vollziehenden Strukturwandel der polnischen Einwanderer. Waren es zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorwiegend Intellektuelle, die aus politischem, wissenschaftlichem oder gesellschaftlichem Antrieb Berlin aufsuchten, so entwickelte sich die Hauptstadt des Kaiserreichs in der zweiten Hälfte zu einem wichtigen ‚Arbeitgeber‘ für die verarmten Polen aus den industriell wenig erschlossenen östlichen Provinzen. Die rasche Entwicklung der Stadt im Zuge der Industrialisierung und der mit Berlin verbundenen Vororte erforderte einen ständigen Zuwachs an neuen Arbeitskräften. Die meisten der nach Berlin gekommenen Polen waren ungelernete Arbeiter und Tagelöhner vom Lande, die zur Erledigung schwerer Bau-, Sanierungs-, Lade- und Transportarbeiten oder in Fabriken angestellt wurden. Anfangs fand die Mehrzahl von ihnen nur eine zeitweilige Anstellung, und viele kehrten nach längerer Zeit mit dem gesparten Geld in die Heimat zurück.

Innerhalb dieser schwankenden, für die Statistik schwer zu erfassenden Gruppe polnischer Einwanderer vom Lande, die nach Schätzungen über 80 % aller in Berlin lebenden Polen ausmachten, waren etwa die Hälfte Frauen, die in der Leichtindustrie und vielfach als Hausangestellte Arbeit gefunden hatten. Die übrigen 20 % entfielen auf qualifizierte Arbeiter, kleine Handwerker, Verkäufer, Händler und Kaufleute. Insgesamt betrug die Zahl der im Gebiet des späteren Groß-Berlin lebenden Polen um 1888 über 60.000 und überschritt 1910 100.000.⁴⁷ Nach dem Ruhrgebiet war die deutsche Hauptstadt das zweitgrößte Zentrum der polnischen Migration; sie repräsentierte etwa die Hälfte aller hiesigen Einwanderer. Die in Petersburg erscheinende polnische Zeitung *Kraj* bezeichnete Berlin im Jahr 1894 als größte polnische Stadt Preußens, in der die Polen keine geschlossenen Siedlungsformen hätten, sondern verstreut unter den deutschen Arbeitern in den für dieses Milieu typischen Stadtvierteln wie Wedding, Moabit oder Friedrichshain wohnen würden.⁴⁸ Diese Zerstreung innerhalb des Stadtgebiets beschleunigte auch ihre Assimilation, die dann zusätzlich durch häufig geschlossene Mischehen, das Fehlen eines polnischen Schulwesens oder mangelnde polnischsprachige Priester in den katholischen Kirchen gefördert wurde. Mit dem

47 Vgl. Stefan Liman: Polen in Berlin und ihr Milieu, in: Zeitschrift für Slawistik 32, 1987, S. 553/554.

48 Zitiert nach Gottfried Hartmann: Polen in Berlin, in: Stefi Jersch-Wenzel, Barbara John (Hrsg.): Von Zuwanderern zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin, Berlin 1990, S. 678/679.

Ende des Kaiserreichs verblassten jedenfalls die Spuren der Polen in Berlin und viele unter den polnischen Mitbürgern wurden zu echten Wahlberlinern.

Nicht viel anders sah die Situation unter den polnischen Juden aus, seit Beginn des 20. Jahrhunderts auch ‚Ostjuden‘ genannt, die neben den ethnischen Polen einen Großteil der Migration aus dem Osten nach Berlin ausmachten. Armut und Not in Galizien, Pogrome und Verfolgungen in Russland lösten seit 1880 eine Einwanderungswelle polnischer Juden nach Deutschland aus, jedoch war die Zahl jener Juden, die auf Dauer blieben, sehr begrenzt und keinen großen Schwankungen unterworfen. Bis 1910 lebten in Berlin nicht mehr als 18.000 Juden aus Osteuropa. Eine Masseneinwanderung oder ein regelrechtes ‚Judenviertel‘ wie in New York oder London hat es in Berlin nie gegeben. Insgesamt war der Anteil der polnischen Juden an der Berliner Bevölkerung im Verlauf des 19. Jahrhunderts minimal.⁴⁹

Im kaiserlichen Deutschland stützte sich die Polemik der Antisemiten dennoch auf die an den Horizont gemalte Schreckensvision einer massenhaften Einwanderung von Juden aus dem Osten. Die Antisemitismuswelle der 80er Jahre rechtfertigte Treitschke mit seinem bekannten Satz über die „Schar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge“, die Jahr für Jahr „aus der unerschöpflichen polnischen Wiege über unsere Ostgrenze“ hereindringe, um künftig „Deutschlands Börsen und Zeitungen“ zu beherrschen.⁵⁰ Das imaginäre Bild von der Überflutung durch Juden aus dem Osten wird zum Topos vom Berliner Antisemitismusstreit, vergleichbar mit dem Satz: „Die Juden sind unser Unglück“. Auch für den Berliner Hof- und Domprediger Adolf Stoecker machte die christliche Nächstenliebe vor den ‚Ostjuden‘ halt, denen er 1881 vorwarf, die assimilierten Juden in Berlin aufgewiegelt zu haben:

Vor der Emanzipation waren die Berliner Juden im ganzen und großen königstreu, bescheiden, gebildet, voll Achtung für Christentum und Deutschtum. Seitdem die jüdischen Barbaren aus Posen und Oberschlesien, ja aus Russland und Galizien unser Vaterland und unsere Hauptstadt überschwemmt haben, ist das Judentum im ganzen und großen ein anderes geworden: demokratisch, anmaßend, roh, schamlos in seiner Presse, frech gegen Thron und Altar. Nathan der Weise hat Shylock Platz gemacht.⁵¹

Die unmittelbare Folge dieser erstarkenden antisemitischen Bewegung war die Ausweisung osteuropäischer Juden aus Berlin und den preußischen Ostprovinzen, wo sich die aus Russland flüchtenden Juden zunächst sammelten. Die Berliner Exekutive veranlasste zwischen dem 13. April und 1. Oktober 1884 zwei große Ausweisungen. In diesen knapp sechs Monaten wurden 677 Ausweisungsbefehle ausgestellt, die überwiegend Handwerker und Studenten betrafen.⁵²

49 Vgl. Klara Eschelbacher: Die ostjüdische Einwanderungsbevölkerung der Stadt Berlin, in: Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden 1–6, 1920, S. 4.

50 Heinrich von Treitschke: Unsere Aussichten (1879), in: Walter Boehlich (Hrsg.): Der Berliner Antisemitismusstreit, Frankfurt/M. 1988, S. 9.

51 Adolf Stoecker: Christlich-Sozial. Reden und Aufsätze, Berlin 1890, S. 481.

52 Berliner Tageblatt vom 1. August 1884.